No. 21. Jahrgang IV. **Allgemeine** Berlin, 24. Mai 1895.

Israelitische Wochenschrift

Jeschurun.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Anoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Zum Wochenfeste.

„So sollst du sprechen zum Hause Jakobs“ — erscholl die Stimme vom Sinai herab an Mose als das erste und bedeudtsamste Glied' in der Kette göttlicher Offenbarungen, die „10 Gebote“, geistiges Besitztum Israels und der Menschheit werden sollten. „Zum Hause Jakob's“ — erklären unsere Alten— „das sind die Frauen.“

Der Sinai ist die Höhe der göttlichen Offenbarung, und überall, wo Göttliches offenbart wird, ist gleichsam eine Sinaihöhe; alle Stätten, wo das Judentum seine Lehren offenbart und verkündet, sie sind heilige Sinaispitzen. Solche Sinai-Höhen sind unsere Kanzeln, unsere Lehrhäuser und Schulen, ja solche Sinaihöhen sind, ihrer Bestimmung nach, die Schauplätze unseres Familenlebens: das Haus Jakob's. Gerade und vorzugsweise das Haus ist eine solche Sinai-Höhe, von welcher aus jede folgende Offenbarung des Göttlichen erst ihren Ausgangspunkt nimmt. Ist die Mitwirkung des Hauses bei jedem Unterrichtsgegenstand für die Schule höchst wünschenswert, so kann der Religionsunterricht der Schule der Grundlegung durch das Haus gar nicht entbehren. — Man hat dem Judentum, mit Rücksicht auf seine Speisegesetze von seiten der Wortführer der äußersten Reform den Vorwurf gemacht, es sei eine Küchen-Religion. Dieser Vorwurf ist nicht begründet; nicht eine Religion der Küche ist das Judentum, es ist, und damit unterscheidet es sich allerdings von anderen, eine Religion des Hauses.

Daß das Judentum eine Religion des Hauses ist, das erhebt es um so viel mehr in den geläuterten Anschauungen unserer Zeit, als die Bedeutung des Hauses und der Familie für die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte immer mehr und immer höher anerkannt wurde. Das Judentum spricht zum Hause Jakobs: zu Gatte und Gattin, zu Vater und Mutter, zu Sohn und Tochter, zu Brüdern und Schwestern; das Judentum spricht zu ihnen nicht als Besucher der Tempel, sondern als Glieder einer Familie, eines Hauses. Und was will am letzten Ende das Judentum? Es will, daß alle Söhne Israels und durch ihr Beispiel, ihre Vermittlung, alle Menschen, sich als Mitglieder eines Hauses, als Anhänger einer Familie, als Söhne eines Vaters betrachten. „Du sollst sprechen zum Hause Jakob“ — das kennzeichnet das Wesen des Judentums. —

O, Ihr Weisen unserer großen Vergangenheit, wie tief, wie wahr habt Ihr diesen Geist des Judentums erfaßt, wie ihn beleuchtet mit dem Zusatze: „Das Haus Jakob's — das sind die Frauen“! Wer ist die Seele des Familienlebens? Ist es der Mann, der im Kampfe auf dem Markt des Lebens wohl für den Unterhalt sorgt, aber ein Gast in seinem eigenen Hause ist, — oder ist es nicht vielmehr die Frau, die im Hause ihre Welt erkennt, im Hause fürs Haus thätig ist, im Hause ihre edelsten Freuden findet und für andere die edelsten Freuden anpflanzt und hegt?

„Das Haus Jakobs, das sind die Frauen“ — es ist das schönste Erbe der israelitischen Frauen von unserer ersten Stamm-Mutter Sarah, in der Pflege des häuslichen Lebens ihren Beruf zu erblicken. Und das Judentum, die Religion des Hauses, an wen könnte es sich in erster Reihe wenden, als an seine Frauen? — Wo die Religion blos eine Religion des Tempels sein will, wo sie blos „Gläubige“ und für einige Stunden in der Woche „Andächtige“ erziehen will, wo sie in dem bloßen Glauben die Quelle der Erlösung erblickt, wo die Erlösung durch fremde Kraft bewirkt, und nicht in einer göttlichen Gestaltung des Lebens, sondern in einer Art Selbstaufopferung des Göttlichen, ein nie verstandenes und nie verständliches Mysterium, gefunden wird: was bedarf es da der Mithilfe der Frauen? Da ist die Arbeit der Religion in den Händen der Priester, und es ist die Schwäche der Frauen, die Leichtgläubigkeit, nicht ihre Kraft, die sie in den Augen der Priester hochstellt.

Anders im Judentum. Nicht die Schwäche der Frauen, sondern ihre Stärke, wird für die Religion in Anspruch genommen; ihre Kraft wird für die Grundlegung der göttlichen Offenbarung in Thätigkeit gesetzt. „So sollst du sprechen zum Hause Jakob's“. Die Söhne Israels sollen ein Haus, eine Familie werden, — wie wäre das möglich ohne die Mitwirkung der Frauen? Die religiösen Gefühle, wie sie das Judentum in das Leben wirksam verpflanzen will, sind fast durchweg weibliche Gefühle, die einzig und allein durch den Einfluß edler Frauen als Gattinnen und Mütter gepflegt, ja erzeugt werden können. Wie sollte die edelste Blüte des Menschenherzens: die Liebe zu Gott, sich

entfalten, wenn nicht die heilige Hand der Mutter das himmlische Samenkorn ins Herz streute? Das Männerherz, es ist für den Kampf, für den Trotz, für die Gewalt geschaffen; selbst was es begehrt, will es unterwerfen, in Fesseln schlagen, an sich reißen. Nur die Frau ist fähig sich hinzugeben, in der Anschmiegung an fremde Größe sich zu erheben, die Kraft zu bewundern, und in dem fremden Willen aufzugehen. Der Mann ist ein geborener Kritiker; wie sehr der Sohn des Vaters Geist und Werke anstaunt, schon regt sich der Trieb, es nicht dem Vater gleich, — nein es besser zu machen, größer zu werden und Größeres zu leisten. Nur die Tochter ist fähig, ganz und ungeteilt die Größe des Vaters zu bewundern. Und die Gattin, — was ist ihr größter Ehrgeiz, ihre größte Wonne? Der Mond zu sein, der einzig und allein von dem Gatten sein Licht empfängt! Und nun gar die Mutter! Sonnen und Sterne und Perlen und Blumen des Weltalls möchte ihre Liebe auf eine Schnur ziehen, um ihr Kind zu schmücken: ihr Herz möchte sie öffnen, um es in die Fluten ihrer Liebe einzutauchen. Wer die Liebe einer Mutter nicht kennen gelernt hat, wem die Saiten des Herzens nie vom Zephyr mütterlicher Innigkeit in himmlische Schwingung gerieten, — der kann es nur ahnen, nie empfinden, was das Judentum verlangt mit den Worten: „Du sollst lieben den Ewigen deinen Gott"! Wer könnte seinen Nebenmenschen als Bruder lieben, wenn er nicht unter dem Einflusse mütterlicher Liebe seinen wirklichen Bruder, den Sohn seiner Eltern, brüderlich lieben gelernt hat? Das Judentum ist eine Religion des Lebens; es will das Leben der Menschheit in ein großes Familienleben verwandeln: Wie wäre da die thätigste Mitwirkung der Frauen zu entbehren? Wie wäre da eine Grundlegung auch nur möglich, ohne die regste Heranziehung der Frauen? —

„Und so haben auch im Judentume die Frauen stets als die einflußreichsten Priester der Religion gegolten; die „Lehre der Mutter" stand gleichberechtigt neben der „Zucht des Vaters." Dem Verdienste der „frommen Frauen" (Naschim zidkanijoth) wird es zugeschrieben, daß Israel aus Egypten erlöst wurde, und das erste Wort der sinaitischen Offenbarung ist an die Frauen gerichtet: „So sollst du sprechen zum Hause Jakob's — das sind die Frauen"! Dr. J. G.

* * *

Der Sinai.

Höhe des Sinai,
Bescheidener Gipfel,
Dich schmückt keine Blume,
Umrauschet kein Wipfel;
Du spendest nicht Schatten
Dem Wanderer müd',
Keine Quelle, kein Bächlein
Rauscht Dir sein Lied!

Dich brennend umfließen
Nur mächtige Gluten,
Und Ströme des Lichtes
Dich strahlend umfluten.
Wer zwäng' deine Fluten
In Ufers Strand?
Wer leitet hinaus sie
Ins weite Land? — —

Im Norden, im Süden
Da starret's vom Eise — —
Noch eisiger starrt es
Im Menschenkreise,
Die tausend Keime
Im forschenden Geist,
Die Ströme des Herzens,
Sie sind vereist!

Es tönt vom Sinai
In klagendem Schmerze:
Wer löst die Erstarrung
Vom Geiste, vom Herze?
Wer leitet die Gluten
Ins Menschengemüt,
Daß Liebe, daß Wahrheit
Entsprießen zur Blüt'?

Es ziehen die Scharen
Zu Sinai's Nähe,
Sie, die erfahren
Der Menschheit Wehe —
Israels Söhne,
Dem Joche entfloh'n,
Sie hören vom Sinai
Den göttlichen Ton.

Und hin zu dem Berge
Traten die Reihen:
O wolle zu Deinem
Boten uns weihen!
Wir lösen die Bande
Der Herzen, die hart,
Erwärmen die Lande,
Die fühllos erstarrt!

Und Israel wurde
Des Stromes Bette,
Daß der Menschheit Keime
Und Leben errette;
Voll himmlischer Strahlen
Er strömend hinzieht,
Das Leben der Völker
Ist sein Stromgebiet.

Wo Fluten, wo Keime
Erstarrten im Thale —
Israel löst sie
Mit himmlischem Strahle.
Sinai-Stimmen,
Verhallet nicht:
Ihr seid der Geschichte
Wärme und Licht!

Offenbach a. M. Rabbiner Dr. Goldschmidt.

Aus der Zeit.

* Berlin, 22. Mai.

Nulla dies sine linea. Keine Woche ohne Talmudprozeß. Am 14. d. M. stand der Redakteur der inzwischen unselig entschlafenen Deutschen Ostwacht, Hugo Kretschmar, vor der ersten Strafkammer des Landgerichts zu Breslau. Er war der Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft angeklagt, begangen durch Verbreitung der berüchtigten Flugschrift „Die Wahrheit über das Judentum", die, wie bekannt und hier schon oft auseinandergesetzt, einige Stellen des Choschen hamischpat, — des vierten Teiles des Schulchan Aruch, — aus dem Zusammenhange zerrt, bald den Text ohne Kommentar, bald diesen ohne den Text wiedergiebt, und unbeschämt mit dem provokatorischen Rufe schließt: „Ich bestreite hiernach den Juden, die diese Gesetze befolgen, das Recht, sich eine Religions-Gesellschaft zu nennen, und nenne sie eine internationale verschworene Betrüger-Gesellschaft". Auf diese unerhörte Provokation hatte der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens reagiert und vor mehreren Monaten Strafantrag gegen den Verbreiter der Flugschrift gestellt. Schon einmal wurde in dieser Sache vor dem nämlichen Gerichte verhandelt, am 10. Februar d. Js., allein jene Verhandlung mußte, wie erinnerlich, vertagt werden, und zwar aus folgenden Gründen. Es war damals ein Privatdozent an der Breslauer evangelisch-theologischen Fakultät namens Dr. Beer als Sachverständiger geladen, der bestätigt hatte, daß die in dem Flugblatte zitierten Stellen im allgemeinen richtig übersetzt seien. Aber schon aus den Erläuterungen, welche er von den betreffenden Textstellen gab, ersah man, daß sie ganz aus dem Zusammenhange gerissen, und daß bei einigen schon die Hinzufügung der im Texte vorherstehenden und nachfolgenden Sätze eine wesentliche Modifikation der Zitate ergab. Ja, der Sachverständige setzte sogar noch hinzu, daß der Schulchan-Aruch auch Stellen enthalte, welche die in dem Flugblatte wiedergegebenen nicht nur mildern, sondern ihnen sogar direkt widersprechen. Auf die Frage des Verteidigers, ob der von

dem Rabbiner Josef Karo im XVI. Jahrhundert verfaßte Schulchan-Aruch für die Juden jemals Gesetzeskraft besessen habe, oder noch besitze, erklärte der Sachverständige, daß er dies nicht zu beurteilen vermöge, da er nicht Talmud-Gelehrter, sondern evangelischer Theologe sei. Infolge dessen wurde damals die Sache auf Antrag des Staatsanwalts vertagt und der Beschluß gefaßt, noch einen zweiten Sachverständigen, und zwar einen Kultusbeamten der Breslauer Gemeinde oder sonst einen jüdischen Schriftgelehrten zu laden. Als solcher trat in der erneuten Verhandlung der Dozent am dortigen jüdisch-theologischen Seminar, Dr. M. Brann auf. In seinem Gutachten bekundete der Sachverständige, daß die Juden sich heutzutage in allen zivil- und vermögensrechtlichen Fragen ausschließlich nach den Gesetzen der Staaten richten, deren Angehörige sie seien und daß der Choschen hamischpat nur da noch als maßgebendes Gesetzbuch teilweise gelte, wo der Staat selbst den Juden gewisse Rechtsgebiete (z. B. Ehe- und Erbrecht) zu eigenmächtiger Regelung überlassen habe. Da dies im deutschen Reiche nirgends der Fall sei, habe hierzulande der Choschen hamischpat gar keine Gesetzeskraft mehr und besitze nur noch als religiöse Ueberlieferung einen ethischen und historischen Wert. Bezüglich der in dem Flugblatte angeführten Zitate aus dem Choschen hamischpat, wies der Sachverständige durch Erläuterung der ganzen Abschnitte, aus denen dieselben entnommen waren, wie auch durch Parallelstellen überzeugend nach, daß die angezogenen Talmud-Stellen durchaus unverfänglicher Natur sind. Der Verfasser des Flugblattes habe die Zitate aus dem Zusammenhange gerissen und dadurch ihren Sinn erheblich entstellt, andererseits an verschiedenen Stellen infolge mißverständlicher Deutung einiger Vokabeln falsch interpretiert bezw. angewandt. Dr. Beer blieb bei seinem schon einmal abgegebenen Gutachten, und nun nahm die Sache denselben Verlauf wie in den drei früheren Fällen: Der Staatsanwalt beantragte Bestrafung, der Verteidiger Freisprechung, und der Gerichtshof schloß sich dem letzteren Antrage an, weil er der Ansicht war, daß durch den mitgeteilten Schlußsatz des Flugblattes nicht den Juden im allgemeinen das Recht bestritten werde, sich eine Religionsgesellschaft zu nennen, sondern nur denjenigen Juden, welche solche Gesetze, wie sie der Choschen hamischpat enthält, befolgen. Ebenso sei die beschimpfende Bezeichnung als „international verschworene Betrüger-Gesellschaft“ nur auf diesen Bruchteil der jüdischen Gemeinschaft zu beziehen. — Ein geistvoller Jurist zeichnete, als das erste freisprechende Urteil unter obiger Motivierung gefällt wurde, die Situation, wie sie nunmehr für uns Juden geschaffen wurde, in recht drastischer Weise: Ein Eisenbahnzug, so phantasiert er, steht zur Abfahrt bereit. Ein Fremder stürzt herbei und ruft laut und vernehmlich: „Meyer!“ Ein Passagier steckt neugierig den Kopf zum Fenster hinaus und erhält einen — Faustschlag. Auf seinen Protest wird ihm die Frage entgegengehalten: „Heißen Sie Meyer?“ — „Nein“ — „Nun, dann geht Sie die Sache garnichts an!“ — Der Vergleich ist, wie gesagt, drastisch, aber zutreffend: In dem Fluchtbatte werden die Juden, die nach den korrumpierten Zitaten aus dem Choschen hamischpat handeln, eine „internationale Betrüger-Gesellschaft“ genannt, wird jedem Juden ein moralischer Faustschlag appliziert. Meldet sich aber einer beschwerdeführend beim Gericht, so legt man ihm die Frage vor, ob er nach dem Choschan hamischpat der Antisemiten lebe. Verneint er diese Frage, dann wird ihm klar gemacht, daß ihn die ganze Sache nichts anginge und er darum gar keinen Grund zur Beschwerde habe. Den Faustschlag aber darf er behalten. — —

Man sollte nun meinen, daß sich unsre Gegner mit dieser, aus einzelnen mißdeuteten oder korrumpierten Stellen des Schulchan Aruch hergeleiteten Schimpffreiheit zufrieden geben, sich des angenehmen Dunkels, in welches dieses Buch gehüllt, erfreuen und sich darauf beschränken werden, das ihnen gewährte Recht zu brauchen, zu mißbrauchen. Weit gefehlt. Nach wie vor rufen sie nach Licht, mehr Licht, petitionieren sie um eine Uebersetzung der „jüdischen Geheimgesetze“, so daß am 16. ds. Mts. sich die Petitions-Kommission des Reichstages abermals mit einem solchen Gesuche zu beschäftigen hatte, das von konservativer und antisemitischer Seite ausging und auf das „Werk“ des talmudkundigen Freiherrn von Langen basierte. Als Referent fungierte der konservative Abg. von Herder, der nach dem Berichte antisemitischer Blätter ausführte, daß, nachdem in jeder Session eine Reihe derartiger Petitionen an das Haus gelangt, es endlich an der Zeit sei, ihnen Folge zu geben. Auch judenfreundlich gesinnte Männer müßten eine Uebersetzung der jüdischen Geheimgesetze wünschen, damit endlich Klarheit darüber geschafft werde. Juden und Judenfreunde behaupteten, daß die von Gegnern erschienenen Uebersetzungen falsch seien. Diese Behauptung stoße auf Zweifel, und zwar umsomehr, als man sich gerade auf jüdischer Seite (?) so sehr gegen eine authentische Uebersetzung des Schulchan Aruch sträube. Daß vieles darin stehe, was das Licht der Oeffentlichkeit scheue, sei für ihn (Redner) ganz klar. Und wenn von anderer Seite das bestritten werde, so müsse von dort grade die Uebersetzung des Schulchan Aruch befürwortet werden. — Prof. Pauli von der Reichspartei machte auf die großen Schwierigkeiten aufmerksam, die eine solche staatliche Uebersetzung biete. In ähnlicher Weise sprach sich sein Fraktionsgenoß Graf Bernstorff, Vortragender Rat im Kultusministerium, aus. — Der Korreferent, Abg. Vogtherr, Mitglied der sozialdemokratischen Fraktion beantragte, die Petiton als ungeeignet zur Erörterung im Plenum zu befinden und berief sich zur Unterstützung dieses Antrages auf die Erklärungen des Regierungsvertreters in der vorjährigen Session. Die in der Petition aufgestellte Forderung sei nach seiner Auffassung unerfüllbar. Gegen die Stimmen der Konservativen und Antisemiten erkärte die Kommission die Petition als nicht geeignet zur Erörterung im Plenum. — —

Schade! Durch eine Uebersetzung des Schulchan Aruch und des Talmud — ohne diesen ist jener unverständlich! — würde mancher Aberglaube über unsre Glaubenslehren, von dem auch Unbefangene nicht frei zu sein scheinen, aus der Welt geschafft werden. Gewiß, diese Uebersetzung würde vieler Gelehrten viele Lebensjahre in Anspruch nehmen, — denn nur einem gottbegnadneten Geiste, wie dem des Freiherrn von Langen konnte es gelingen, nach einem Jahre der Vertiefung in den Talmud ein Buch über die „Geheimgesetze der Juden“ abzuschreiben — aber ebenso sicher ist es, daß eine Uebersetzung des Talmud ein Gewinn wäre für die ehrlichen Bekenner aller Religionen. Da würde man z. B. den Ursprung mancher erhabenen Sittelehre, mancher erhebenden Sentenz finden, die im Munde aller sind, und einen anderen Begriff bekommen von dem angeblich ideal- und fruchtlosen Judentum. Man würde erfahren, daß das Judentum nicht blos von den Tagen am Sinai her befruchtend, belebend gewirkt, sondern daß es auch und vornehmlich in der nachbabylonischen Epoche gar manchen Stein geliefert habe

zu der Krone, die annoch, das arme Israel verdunkelnd, das Haupt der religiösen Weltkönigin schmückt. Und man würde sich schämen, einen Stein zu werfen in den Brunnen, aus dem man getrunken, und „Talmundprozesse" a la Breslau et tutti quanti wären unmöglich, und Petitonen, wie die vom 16. d. M. überflüssig. Schade. . .

Der Jahresbericht der A. I. U.

Mehr denn jede andere jüdische Institution ist die Alliance Israélite Universelle unseren Widersachern ein Gegenstand des Hasses und der Verleumdung. Ein echter Antisemite haßt bekanntlich alles, was er nicht versteht, und verleumdet grundsätzlich das, was er nicht kennt. Und an der Alliance ist manches, was ihm unverständlich und unfaßlich. Unverständlich ist ihm schon der fremd klingende welsche Name und unfaßlich jedes edle, rein humane Streben. Und darum muß die Alliance als die Zentrale hingestellt werden, wo die Geschicke der arischen Völker geleitet, die Pläne zur Knechtung der Nationen entworfen, die Vorbereitungen für die jüdische Weltherrschaft getroffen werden. Der Haß gegen diese Institution kommt alsdann schon ganz von selbst.

In dem uns vorliegenden Berichte über die Thätigkeit der Alliance im Jahre 1894 steht hierüber allerdings kein Sterbenswörtchen, sondern es ist im ganzen nur ein düsteres Bild, das über die Lage der Juden in jenen Ländern, in welchen die Gesellschaft durch Verbreitung von Bildung wohlthätig wirkt, vor unseren Augen entrollt wird. Im Vordergrund steht hier Rußland. „Wir können über keine Besserung berichten", sind die Worte, welche schon durch 12 Jahre jährlich sorgenvoll wiederholt werden", heißt es in dem Berichte. Das Jahr 1894 war nicht, wie die Jahre 91 und 92, durch besonders harte Maßregeln gekennzeichnet, doch niemals, in keiner Epoche ihrer traurigen Geschichte, waren die Juden Rußlands so arm und elend, niemals waren die Juden weiter entfernt vom Ziele ihres Strebens: dieselben Rechte wie andere Russen zu genießen. Die Motive dieser Politik entspringen weder dem Wunsche, die „christlichen Bauern aus den Krallen der Juden" zu retten, noch dem Verlangen, deren Unternehmungsgeiste Einhalt zu gebieten, sondern sie sind lediglich beschränkten und falschen Begriffen über die Pflichten des Staates und Inspirationen mystischen und religiösen Charakters zuzuschreiben. Zuletzt wird die Hoffnung ausgesprochen, daß Zar Nikolaus II. dem Elende und dem Leiden der Juden mehr Aufmerksamkeit schenken werde.

Noch weniger befriedigend sind die Nachrichten aus Rumänien. „In Rußland", so lauten diese, „sind die Juden zwar Bürger, jedoch unzähligen Ausnahmegesetzen ihres Glaubens wegen ausgesetzt. In Rumänien sind die Juden Gegenstand zahlreicher eben so drückender Maßregeln, aber die rumänischen Staatsmänner besitzen nicht den Freimut der russischen; denn sie verfolgen die Juden nicht, weil sie Juden sind, sondern weil sie sie als Fremdlinge betrachten. Rumänien hört nicht auf, die 250,000 Juden, die schon so viele Jahrhunderte im Staate leben und denen es trotzdem die Bürgerrechte verweigert, als Fremde, Eingewanderte anzusehen, dem § 44 des Berliner Vertrages Hohn sprechend."

Erfreulicher klingen die Nachrichten aus der Türkei. Seitdem die hohe Pforte sich den von Spanien und anderswo durch religiöse Unduldsamkeit vertriebenen Juden erschlossen hat, haben die ottomanischen Herrscher ihren jüdischen Unterthanen stets wohlwollende Sympathien entgegengebracht und sie großmütig protegiert. Sultan Abdul Hamid ist wahrhaft liberal und sorgt dafür, daß seine menschenfreundlichen Prinzipien von seinen Untergebenen in Ausführung gebracht werden. Das steigende Interesse, welches hohe Würdenträger den Wohlthätigkeits-, Erziehungs- und technischen Anstalten, die die Alliance in der Türkei gründete, entgegenbringen, ist ein beredtes Zeugnis dieser Thatsache. Der Sultan selbst zeigt bei jeder Gelegenheit, daß er die Anstrengungen, welche gemacht werden, um den materiellen, geistigen und moralischen Standpunkt der Juden zu heben, zu schätzen weiß. — Auch für das barbarische Marocco wurde ein gutes Wort eingelegt. In einem Nachrufe auf Sultan Muley Hassan lesen wir: „Daß der Vorstorbene immer darauf bedacht war, das Leben und Eigentum seiner jüdischen Unterthanen schadlos zu erhalten; seine Befehle wurden zwar nicht immer allzu gewissenhaft von seinen Funktionären ausgeführt, besonders wenn es galt die Juden zu verteidigen, doch es ist bekannt, daß der Sultan jeder Bitte zugänglich war und jedermann Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dieser Umstand gab verschiedenen Beamten zu denken und machte viele Fanatiker verstummen. Der Tod Muley Hassan's ist ein Verlust für die Juden. —

Ueber die Thätigkeit der Alliance bringen wir nur einige Notizen. Zum Schlusse des Jahres 1894 hatte sie 56 Schulen (35 für Knaben, 19 für Mädchen und 2 für Kinder) mit einer Gesamtanzahl von 11,558 Schülern (6936 Knaben, 4622 Mädchen.) Es ist ein schöner Zug, daß die Alliance-Schulen allen Klassen und Rassen geöffnet sind. Die Schulen besuchen neben Juden, Protestanten, Römisch-Katholische, Griechisch-Katholische, Mohamedaner und Armenier. Eine der schönsten Institutionen der Alliance ist die neu gegründete technische Schule in Jerusalem. Die Maschinen-Werkstätten sind in einem steinernen Hause untergebracht, das mit den nötigen Maschinen und Werkzeugen durch die Freigebigkeit der Anglo-Jewish-Association ausgestattet ist. Genannte Gesellschaft zahlt auch dem Leiter der Anstalt und dem Werkführer in der Schmiede, die zwei englische Juden stifteten, das Gehalt. Die Schmiede erfreut sich eines guten Renommées in Jerusalem und führte im letzten Jahre Bestellungen im Betrage von 21,820 Frcs. aus. Auch die Ackerbauschule zu Jaffa, eine Schöpfung des Mr. Charles Netter, zeigt höchst befriedigende Resultate.

Im Jahre 1894 betrugen die Einnahmen der Alliance 697,987 Frcs., und zwar 184,617 Frcs. in Jahresbeiträgen, eine Spende von 352,677 Frcs. des Baron Hirsch und 54,747 Frcs. sind die Zinsen seiner Millionen-Stiftung zur Förderung der Bildung der Juden in der Türkei. 560,392 Frcs. wurden zu Erziehungszwecken verausgabt. — Werden auch diese Daten unsere Gegner nicht belehren, unsren israelitischen Lesern werden sie — wie hoffen es — Herz und Hand öffnen für die Alliance Israélite Universelle!

Die Privatgemeinden in Berlin.

Von Bar Minan.

II.

Wie entstanden die Privatgemeinden in Berlin? Um die Antwort in das rechte Licht zu stellen, ist es erforderlich, eine kleine Exkursion in das geographische Verhältnis der deutschen Juden zu machen. Nicht wahr, davon spricht man sonst nicht? Juden sind Juden, ob in

Deutschland, Rußland oder Frankreich. So sagen die Antisemiten; wir aber wissen es besser. Wir sind solidarisch, aber nur durch unser Gefühl. Eine Freude durchzuckt uns, wenn wir hören, daß einzelne unserer Glaubensbrüder es zu einer hervorragenden staatlichen oder gesellschaftlichen Stellung gebracht haben; tiefer Schmerz berührt uns, wenn wir sehen, daß ein Israelit seinem Namen Schande macht durch Unehrenhaftigkeit im Leben, durch Taktlosigkeit im Auftreten oder gar durch den schwersten Grad der Versündigung: wenn er nur äußerer Vorteile wegen unsere heiligen Lehren verleugnet oder verhöhnt. Sonst aber unterscheiden sie sich ebenso wie die übrigen Völkerschaften in ihren Charakteren und Neigungen. In Deutschland haben wir, so weit gottesdienstliche Einrichtungen in Betracht kommen, zwei — sagen wir Elemente — denn von Stämmen und Gattungen können wir nicht reden, und zwar Gemeinden nach Minhag Polen und Gemeinden nach Minhag Aschkenas.

Man hört sehr oft von den ostdeutschen Juden das Wort: „Er ist ein Aschkenas!" Etwa in dem Sinne: er ist ein Buchstabengläubiger (? Red.), und im Süden bezeichnet man jeden Juden, der von ostwärts der Elbe kommt, als Polen. Freilich kommen die Bezeichnungen auch im verächtlichen Sinne vor, denn wir Juden sind garnicht so brüderlich gesinnt, daß wir nicht gelegentlich dem Glaubensgenossen einen Hieb versetzten, wir bleiben deswegen doch Brüder, die sich gelegentlich auch im Elternhause zanken. —

Es ist nun eine merkwürdige Erscheinung, daß es noch keinem süddeutschen Juden eingefallen ist, in Berlin eine Privatgemeinde zu gründen, obwohl er dasselbe lebhafte religiöse Bedürfnis fühlt, wie der norddeutsche Jude. Ja nochmehr, trotzdem ihm die Gebetsordnung (nach altem Ritus) in den Berliner Synagogen fremd ist, hat noch kein Süddeutscher die Idee gehabt in Berlin eine Synagoge nach Minhag Aschkenas zu errichten, wozu sich sicher viele Teilnehmer gefunden hätten. Woher das kommt, wird uns aus dem Charakter der Führer und Leiter solcher Privatgemeinden klar werden, und diese Eigenschaften zeigen sich besonders in dem Verhältnis zu den Beamten.

Eine süddeutsche Gemeinde engagiert einen Beamten und behält ihn, so lange er bleiben will. Das „ewig Wechselnde" auch in diesen Gemeinden wird verursacht durch die leidige Gehaltsfrage. Das Vorurteil des Reichtums bei den Juden besteht nur in den Flachköpfen der Antisemiten; **sämtliche kleine jüdische Gemeinden haben kein Vermögen.** Die Mitglieder bringen die schwersten Opfer für die Erziehung ihrer Kinder, für die Erhaltung des Gottesdienstes und für die Unterstützung ihrer armen Brüder, aber der gute Wille ist nicht ausreichend, und der Aermste der Armen, der Kultusbeamte, muß wandern von einem Ort zum andern, ohne daß sein Fuß eine bleibende Ruhestätte findet.

Der süddeutsche Parneß ist anders geartet, als der Führer einer Gemeinde in Ostdeutschland. Ersterer sieht in dem „Herrn Lehrer" eine Respektsperson, die ihm geistig über ist, letzterer in ihm einen — Meschubod (Bediensteten!) — — Damit ist alles gesagt. Die Regierungen in Baden, Württemberg und Hessen sorgen dafür, daß die angestellten Beamten nicht ohne triftigen Grund gekündigt werden. Die soziale Stellung innerhalb der Gemeinde wird am besten dadurch illustriert, daß z. B. in Württemberg der Vorsänger (Kantor) der Vorsitzende des Vorstandes ist. Gruselts Euch nicht, Ihr Parnoßim in Ost- und Westpreußen, in Posen und in — Berlin? Und doch, es ist so, das Jahrbuch des D. J. G. B. giebt darüber Aufklärung.

Also, weil der Süddeutsche es nicht versteht, als absoluter Herrscher in einer Kehillah das Szepter zu führen, hat noch keiner den Einfall gehabt in Berlin eine solche zu gründen.

Nach dieser etwas langen Introduktion kommen wir zur Beantwortung der Frage: „Wie entstanden die Privatgemeinden in Berlin?" Da diese Abhandlungen keine Eintagsfliegen sein wollen, die gelesen und vergessen werden, sondern Regesten für die spätere Geschichte der Gemeinde Berlin liefern wollen, so müssen wir sie in ihrem Ursprung verfolgen, und dieser liegt nicht allzuweit zurück.

Die erste Privatgemeinde errichtete der Konsistorial-Präsident Israel **Jacobson** aus Kassel in Berlin im Jahre 1811. Da er deutsche Gebete und Orgelklang einführte, so wurde er als Reformator bei der preußischen Regierung verdächtigt und sein „Tempel" wurde polizeilich geschlossen. Die zweite Privatgemeinde war die Reform-Gemeinde, gegründet im Jahre 1845, die noch heute besteht.

Weder auf diese noch auf ein — zwei nachfolgende Gemeinden soll die obige Charakterisierung angewendet werden. Alle die Gemeinden entstanden und bestehen, weil ein wirkliches Bedürfnis dazu vorhanden war, für die äußerste Reform sowohl, wie für die strenge Orthodoxie. Beide Gemeinden haben sich entwickelt und sind erstarkt. Die Reform ist konservativer, die Orthodoxie mindestens toleranter geworden. Die dritte Gemeinde, im Westen der Stadt, bildet den Tempel für unsere — Millionäre, die mitunter auch das Bedürfnis haben, Gott für seine Gaben zu danken, und in diesem Falle merkwürdiger Weise sogar dem alten Ritus huldigen. Die genannten Gemeinden wechseln ihre Beamten nicht, und diese sind so gut versorgt wie die Angestellten der großen Gemeinde.

Der Rabbiner einer Privatgemeinde stellte vor einigen Jahren den Vergleich zwischen seiner Gemeinde und der in W. auf und sagte: Dort (in W.) sitzen in der ersten Bank lauter **Millionäre**, in meiner Synagoge nur **Minjonäre**, (die bezahlten 10 Leute, die das Minjan bilden.) —

Wer kennt nicht die naive Antwort auf die Frage: Wie wird eine Kanone gemacht? „Man nimmt ein Loch und gießt Messing darum!"

In den alten Gemeinden im Süden und Südosten Deutschlands, wo sich vor vielen Jahrhunderten Juden ansiedeln durften, vereinigten sich eine größere oder kleinere Zahl, um eine Kehillah zu bilden. Sie wählten den Würdigsten und Gelehrtesten unter sich zum Parneß. Diese altehrwürdige Benennung ist nur noch bei den Alten, die des Hebräischen kundig sind, beliebt, — in der Regierung wurden sie „Aelteste" genannt. Heute giebt es gar viele Titulaturen: „Vorsteher der Synagogengemeinde", der „Kultusgemeinde", „Verwaltungsrat", „Kirchenvorsteher", „Synagogenräte" usw. Nachdem die Gemeinde gegründet war, wurde ein Beamter engagiert, dann für ein Gotteshaus gesorgt. Diese Entwickelung war und ist naturgemäß für die ganze Welt, — nur nicht für Berlin. Hier wurde erst ein Loch genommen und dann Messing darum gegossen, — ohne Bild: hier entstand erst ein Vorstand, dazu wurden Mitglieder gesucht und gefunden und sodann die Beamten dazu engagiert, und zwar: ein Doktor, ein Oberkantor, ein Schammes, Kassenbote, Batlonim u. s. w.

Wie das geschehen konnte und heute noch bei einiger Energie gelingen muß, werden wir genau nach „berühmten Mustern" schildern.

D. R. j. R.

II.

Daß der „Deutsche Reichsverband jüd. Religionslehrer" einem Dornbusch gleiche, der keinerlei Frucht noch schützenden Schatten gewähren kann, wurde in dem ersten Kapitel behauptet und ist in einem folgenden zu beweisen. Jedoch ehe ich diesen Beweis erbringe, gestatte man mir, die Entstehungsgeschichte dieses Vereins frei nach vorhandenem Motive zu skizzieren.

In der Haupt- und Residenzstadt Breslau hat der Verein israelitischer Lehrer für Schlesien und Posen seinen Sitz, in der Haupt- und Residenzstadt Schlesiens hat der zeitige Vorsitzende — pardon! — Präsident des D. R. j. R. keine Stimme. Er ist kein Prophet, gilt aber dennoch nichts in seinem Lande. Um der im Verkehre störenden Stimmlosigkeit zu steuern, kandidierte der zeitige Präsident seit Jahren mit größter Regelmäßigkeit bei den Vorstandswahlen in dem schlesisch-posenschen Vereine, mit gleicher Regelmäßigkeit aber wurde diese Kandidatur immer auf das — folgende Jahr verschoben. So ging es bis zum Jahre 1894. Auf die Wahl in jenem Jahre hatte der ewige Kandidat große Hoffnungen gesetzt, denn es ward bekannt, daß der in Lissa lebende vielbewährte Schriftführer des Vereins sein Amt niederlegen und die Wahl eines in Breslau, dem Sitze der Vereinsleitung, domizilierten Mitgliedes empfehlen werde. Jetzt oder nie! Der Tag der Wahlen brach an, mählich auch der entscheidende Moment der Stimmenzählung, und nun ergab ein einfaches Additionsexempel das Resultat, daß ein anderer erwählt worden. Wäre es nicht barock, ich würde diesen Moment als den Geburtstag des D. R. j. R. bezeichnet haben. Denn in diesem Momente entdeckte der Nichtgewählte etwas, was vor ihm schon anderen bekannt war: daß die geringe Fürsorge der Vereinsleitung für die fachwissenschaftliche Förderung ihrer Mitglieder ihm nicht gefalle. Und am Tage der Schlacht im Restaurant „Zum weißen Storch" sammelte er vor dem Restaurant „Zum weißen Storch" alle Unzufriedenen um sich und teilte ihnen mit, daß sie beschlossen hätten eine freie Vereinigung israelitischer Religionslehrer für Schlesien und Posen ins Leben zu rufen, um den Verein, der besteht, dahin zu bringen, daß er zu Grunde geht. Die in der Ferne weilenden Vereinsmitglieder wurden zur Teilnahme eingeladen, unter ihnen auch der nachmals unbequeme Biograph des D. R. j. R.; eine Anzahl Unzufriedener sagten ihre Teilnahme zu, unter ihnen auch der nachmals unbequeme Biograph des D. R. j. R. Die also geworbenen Mitglieder wurden später benachrichtigt, daß eine kostituierende Versammlung — deren Besucherzahl nicht angegeben und den neueren Mitteilungen zufolge einschließlich der Referenten nur fünf betragen haben soll — in Breslau getagt und beschlossen habe, der Vereinigung den partikularistischen Charakter zu nehmen und sie über das große deutsche Vaterland auszudehnen; ferner daß diese Versammlung ein „Präsidium" erwählt mit dem ewigen Kandidaten aus dem schlesisch-posenschen Vereine an der Spitze, und daß der deutsche Boden verteilt worden unter eine Reihe namhaft gemachter Regierungspräsidenten, die in contumaciam zur Uebernahme der Würde verurteilt wurden.

Das war ein Staatsstreich in optima forma — nein, in schlechtester Form, eine Revolution von oben, wie sie in den Annalen selbst der winzigsten Vereinigung nicht vertreten ist. Das war endlich und vornehmlich eine Intrigue gegen den im Entstehen begriffenen Deutsch-Israelitischen Lehrerbund, dem der Wind aus den Segeln genommen und für ein von vier Mann besetztes, hastig zusammengezimmertes Ruder-Boot nutzbar gemacht werden sollte? Gar mancher, der bereit war, die Reise durch Schlesien und Posen mitzumachen, erklärte angesichts der gezeichneten Vorgänge, daß er auf so schwachem Fahrzeug und unter nicht-fachmännischer Leitung sich nicht getraue, den Kampf mit den Wellen Indolenz und Energielosigkeit aufzunehmen. Da erklärte aber der Steuermann in der selbstgefertigten Präsidenten-Uniform kühn, als wär' er Minister eines deutschen Bundesstaates: „Wenn nicht, denn nicht! Der Starke ist am mächtigsten allein, und wird mein Boot nicht von den Wellen getragen, so mache ich den erforderlichen Wind selber." Sprach's und ließ das Programm des D. R. j. R. drucken; und da jetzt das Boot nicht von den Wellen getragen wird, macht er, wie verheißen, den erforderlichen Wind selber. —

Das Stichwort „Wind" aber leitet uns unmittelbar in die Thätigkeit des Reichsverbandes: — in das, was er erstreben will, und das, was er erstrebt hat. Hierüber in einem dritten und letzten Artikel.

A. L.

„Die jüd. Speisegesetze" von Rabb. Dr. Wiener.

Von Rabb. Dr. J. Kohn, Inowrazlaw.

III.

Das ist's ja doch nicht allein. Die Dämonologie könnte er dem Talmud noch verzeihen. Herr Dr. Wiener hat aber noch viel wichtigeres und bedeutungsvolleres auf dem Herzen, was ihm den Talmud so unsympathisch, so unleidlich macht, er findet „daß der Talmud sich über die Bibel erhebe, es besser wisse, besser mache als diese, wie sich ja der Talmud selber an mehreren Stellen eine solche Superiorität vindiziere.

„חכמים עשו חיזוק לדבריהם יותר משל תורה"

d. h. Die Weisen haben ihre eigenen Gesetze mit einer stärkeren Schutzmauer umgeben als die Gesetze der Thora" (S. 10. I.)!

Während Herr Wiener über „den Dämon, der den Menschen über die Sabbatgrenze führt" in seiner überlegenen Weisheit nur mitleidig lächelt, ist es jetzt der rollende Donner, der seinem Munde entfährt. Tiefer Groll, sittliche Entrüstung entsteigen dräuenden Dämonen gleich den Tiefen seiner Seele und mit mächtiger, weithintönender Stimme kundet er die Unbescheidenheit, den Dünkel, die Ueberhebung der alten Lehrer, die sich über die Bibel erheben, es besser wissen und besser machen wollen als diese, sich eine Superiorität vindizieren über diese u. s. w. Bescheidene Menschen empört nichts so sehr, als Unbescheidenheit und Ueberhebung. Was Wunder, daß Herr Wiener diese Anklage gegen die Lehrer des Talmud erhebt?!

Was ist aber an dieser schweren Anklage und ungeheuerlichen Beschuldigung? **Kein einziges wahres Wort!** Ich betone und wiederhole: **kein einziges wahres Wort!!** Eitel Täuschung und Blendung! Unwissenheit und Unwahrheit haben sich da einmal einander die Hand zum Bunde gereicht, um diese unerhörte, beispiellose Schmähung und Lästerung unserer großen Lehrer zu Tage zu fördern. In der That welch' unglaubliche Oberflächlichkeit verrät Herr Wiener, wenn er einen Satz, der das Gepräge

der tiefsten Demut, der höchsten Bescheidenheit an sich trägt, als Beweis für die Unbescheidenheit und Ueberhebung der Weisen Israels anführt! Der Satz: „Die Weisen haben ihre eigenen Gesetze mit einer stärkeren Schutzmauer umgeben als die Gesetze der Bibel" ist, wie jeder Schüler weiß, der Ausdruck der höchsten Bescheidenheit, der lautersten Selbsterkenntnis, die Bethätigung des „Erkenne dich selbst" in bewundernswerter Weise. Unsere Weisen wußten, daß die Gesetze der Bibel erhaben sind über die Gesetze der Menschen, der Rabbinen, wie der Himmel erhaben ist über die Erde. Vor der Majestät und Göttlichkeit der biblischen Gesetze erzittert und erbebt alles, beugt und bückt sich alles, diese brauchen nicht erst besonders geschützt, nicht erst durch eine Schutzmauer behütet zu werden. Ihr Ursprung, ihre Göttlichkeit und Erhabenheit bildet die ewige Schutzmaur, die „Feuermauer", an die sich niemand wagen darf, ohne von deren Gluten verzehrt und vernichtet zu werden; die Gesetze der Rabbinen aber, die Gesetze der schwachen, sterblichen Menschen, an diese wagt sich jeder hinan; jeder glaubt die rabbinischen Gesetze wie deren Urheber schmähen, lästern, verhöhnen, in den Augen der Welt lächerlich machen zu dürfen, (ואתי לזלזולי בה sagt Raschi Jebamoth. 36b.) Deshalb haben sie diese rabbinischen Gesetze mit einer stärkeren Schutzmauer umgeben, als die biblischen. Die biblischen Gesetze bedürfen keines Schutzes, sie stehen so fest und sicher da, wie die Gesetze der Natur. So wenig jemand das Rollen des Donners unhörbar, das Leuchten und Flammen des Blitzes unsichtbar zu machen vermag, so wenig vermag man das am Sinai geoffenbarte „Feuergesetz" Gottes anzugreifen und anzutasten; die rabbinischen Gesetze, die stets den Angriffen der Schwätzer ausgesetzt, diese bedürfen des besonderen Schutzes . . . . Das ist der Sinn und die Bedeutung des Wortes

„חכמים עשו חיזוק לדבריהם יותר משל תורה."

Zeugt aber diese Selbsterkenntnis nicht von Demut und Bescheidenheit, nicht von dem höchsten Grade der Ehrfurcht unserer Weisen gegenüber der Bibel, gegenüber der am Sinai geoffenbarten heiligen Schrift! Müssen nicht tausend „böse Geister" erst den Menschen über die Grenzen der Wahrheit, des gesunden Menschenverstandes geführt haben, ehe er aus diesem Satze die Unbescheidenheit und Ueberhebung der Weisen Israels deducieren will? Schon die allgemein giltige Regel:

„ספק דאורייתא לחומרא ספק דרבנן לקולא." „In allen zweifelhaften Fällen: gilt es ein biblisches Gebot, dann urteile erschwerend, gilt es ein rabbinisches Gebot, urteile erleichternd", schon diese Regel beweist, daß es eine nackte Unwahrheit ist, daß die Lehrer des Talmud sich über die Bibel erheben, sich eine Superiorität vindizieren wollen. Aber auch der von Herrn Wiener zitierte Satz חכמים עשו חיזוק beweist zur Genüge, daß die Behauptung des Herrn Wiener von der Wahrheit so weit entfernt „wie der Osten vom Westen."

Um Herrn Wiener, auf diesem Gebiete, mehr Klarheit zu verschaffen, ersuchen wir ihn, den Jerusalemischen Talmud Traktat Kethuboth P. 11. H. 7. aufzuschlagen, dort lehrt die Mischnah:

„Wer eine Blutsverwandte zweiten Grades heiratet, die nicht biblisch, sondern nur rabbinisch verboten, der braucht der Frau die ihr zugesagte „Hochzeitssumme" (Kethubah) nicht zu zahlen, die Frau, die das rabbinische Gebot übertreten, wird hierdurch bestraft; der Hohepriester aber, der eine Witwe heiratet, die ihm biblisch verboten, der muß die (Kethubah) versprochene Hochzeitssumme bezahlen, die Frau wird nicht bestraft . . . .

Die Frage, warum wird die Frau im zweiten Falle nicht bestraft und im ersten ja? beantwortet der Jerusal. Talmud etwa wie folgt: Die Witwe, die einen Hohenpriester heiratet, übertritt ein biblisches Gebot, und die Bibel braucht nicht erst geschützt zu werden. Wir brauchen die Frau nicht erst exemplarisch zu bestrafen, damit andere nicht dieselbe Sünde begehen; denn ein biblisches Gebot werden die anderen ohnehin nicht übertreten; die Blutsverwandten zweiten Grades aber, die nur ein rabbinisches Gebot übertreten, wenn wir diese straflos lassen, dann begehen andere dieselbe Sünde, denn wie leicht übertritt man nicht ein rabbinisches Gebot! Deshalb muß sie exemplarisch bestraft werden, als warnendes Beispiel für andere.

Das biblische Gebot braucht nicht geschützt zu werden, das rabbinische bedarf des Schutzes! Derselbe Unterschied obwaltet (nach Traktat Jebamoth 36b) zwischen der einfachen Witwe und der verwitweten Schwägerin. Die Witwe, die sich Mutter fühlt, darf einem rabbinischen Gesetz gemäß nicht heiraten; wenn sie dieses Gebot übertritt, wird sie bestraft, die verwitwete Schwägerin, die sich Mutter fühlt, darf den Bruder des verstorbenen Mannes nach biblischer Vorschrift nicht heiraten; wenn sie dieses Gebot übertritt, wird sie nicht bestraft. Die Frage: warum? beantwortet der Babylonische Talmud mit den Worten:

„חכמים עשו חיזוק לדבריהם יותר משל תורה." „Die Frau, die ein biblisches Gebot übertreten, braucht nicht exemplarisch bestraft zu werden, um andere etwa abzuschrecken, denn ein biblisches Gebot werden andere ohnehin nicht übertreten; die einfache Witwe, die nur ein rabbinisches Gebot übertritt, muß exemplarisch bestraft werden, denn wie leicht übertreten nicht andere dann dasselbe Gebot!

Ebenso unterscheidet sich (nach dem Talmud Traktat Erubin 3a) die Laubhütte (סוכה) von dem „Portale" (מבוא.) Das eine wie das andere darf nicht höher als zwanzig Ellen sein. Das Gebot der Laubhütte aber ist biblisch und wenn die Laubhütte teilweise höher als zwanzig Ellen ist, schadet das nicht, weil die anderen trotzdem das biblische Gebot korrekt beobachten und üben werden. Das Tragen am Sabbat durchs Portale ist nur rabbinisch verboten, wenn man's mit diesem Gebot nicht strenge nimmt, dann wird es überhaupt nicht gehalten, deshalb die Anordnung: wenn das Portale auch nur teilweise höher als zwanzig Ellen, ist das Tragen in demselben am Sabbat verboten. „סוכה דאורייתא לא בעי חיזוק מבוא דרבנן בעי חיזוק". „Die Laubhütte, die biblisch, bedarf nicht erst des Schutzes; das Portale, das rabbinisch, bedarf einer Schutzmauer." Eine starke Festung, d. i. die Bibel, braucht wenig Besatzung; eine schwache Festung, d. i. das rabbinische Gesetz, braucht viel und tapfere Mannschaft. Ich frage nun Herrn Wiener, nachdem er alle diese, wie es scheint, ihm bisher unbekannten Stellen gelesen und den Sinn und die Bedeutung dieser Worte erkannt: Kann er jene Anklage gegen die Lehrer Israels noch aufrecht halten? Muß er nicht als ehrlicher Mann gestehen: Ich habe die von mir zitierte Stelle falsch verstanden, deshalb habe ich ungerechter Weise die Lehrer des Judentums angegriffen? Ist es nicht Demut, Bescheidenheit, Selbsterkenntnis, die den Talmud sagen läßt:

!„עשו חיזוק לדבריהם יותר משל תורה"!

Ist dies nicht Selbsterkenntnis, daß die rabbinischen Gesetze sich nicht im entferntesten messen können mit den biblischen, daß die biblischen Gesetze hundertfach mehr respektiert und heilig gehalten werden als die rabbinischen! Und wer beweist diese Wahrheit besser und gründlicher, als Herr Wiener in seinem Buche über „die jüdischen Speisegesetze" selber! Während er die biblischen Speisegesetze mit Glacée-Handschuhen anfaßt, sie auf tausend Umwegen zu umgehen, zu verleugnen, zu verdrängen sucht, — mit welcher Maßlosigkeit, mit welcher Respektwidrigkeit, mit welcher Geringschätzung und Verachtung spricht er von den rabbinischen Gesetzen! Wie überschüttet er die Weisen Israels mit Hohn und Spott! Wie sucht er alles, was diese Lehrer gesagt und gethan, ins Lächerliche zu ziehen und sie selbst als einfache Narren hinzustellen!

Uebrigens „alles schon dagewesen" sagt Ben Akiba. Auch Herr Wiener mit seinen cynischen Schmähungen ist nicht originell. Er hat seine würdigen Vorbilder und Vorgänger in dem vom Talmud gekennzeichneten „Haus Benjamin"! Wer und was ist ein Epikuräer, der des ewigen Lebens verlustig geht? fragt der Talmud. Und die Antwort lautet: (Synhedrin 99b) „Wer die Weisen und Gelehrten Israels schmäht und verachtet". Z. B. die aus dem Hause Benjamin, die haben stets voll Verachtung gerufen: „Was nützen uns diese Rabbiner! Einen Raben zu essen haben sie uns doch nie erlaubt und eine Taube nie verboten!" — Auch eine Kritik der „jüdischen Speisegesetze."

Herr Wiener hätte dieses schöne Wort als Motto für sein Buch über „die jüdischen Speisegesetze" wählen sollen! Wir wollen Herrn Wiener mit keinem Worte nahe treten; würde aber der alte Rabbi Jochanan heute leben, er würde ihm in seiner Offenheit und Aufrichtigkeit zurufen:

„ריקה ומלגלג על דברי חכמים אתה".

„Du Bedauernswerter! Du höhnst und spottest der Worte der Weisen und Lehrer Israels, und erwartest, daß dein Wort gehört und in Ehren gehalten werde?! (Synhedrin 100a).

Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu.*)

Von Oberrabb. Dr. M. Güdemann, Wien.

Das unter dem vorstehenden Titel soeben erschienene Büchlein ist nach dem Vorwort der Vorläufer eines größeren Werkes: „Das jüdische Leben Jesu in seinen verschiedenen Fassungen". Die verheißungsvolle Ankündigung könnte glauben machen (wie dies denn der Herausgeber selbst zu glauben scheint), daß in dem jüdischen Schrifttum alte Nachrichten über den Stifter des Christentums enthalten seien, welche in den verschiedenen Rezensionen des hebräischen Schriftchens: „Tholdoth Jescha ha-nozri" (Geschichte Jesu von Nazaret), wovon hier eine jüdisch-deutsche Fassung vorliegt, Verwendung gefunden hätten. Dem ist in Wirklichkeit nicht so. Man kann nicht, wie der Herausgeber (S. 6) thut, von „spärlich gewordenen", oder von „alten, verloren gegangenen Talmudstellen" reden, die Historisches über Jesus mitteilen und die in den Toldoth-Rezensionen aufbewahrt sein sollen; vielmehr ist es Thatsache (worin eine zwar stille, aber nicht belanglose Kritik aller bisherigen und künftigen „Leben Jesu" liegt), daß der Talmud ebensowenig wie Josephus (mit Ausnahme einer interpolierten Stelle) und Philo von Jesus weiß. Allerdings kommen zahlreiche, bei weitem noch nicht genügend verwertete Stellen im Talmud vor, welche auf die evangelische Geschichte mehr oder minder deutlich Bezug nehmen, aber man muß unter diesen verschiedene Schichten unterscheiden. Die ältesten kennen ein „Evangelium" und Adepten desselben, die „Philosophen" genannt werden. Sie enthalten Religionsgespräche, die aber auf eine so harmlose Art geführt werden, wie sie wohl zwischen verschiedenartig gesinnten Bekennern einer und derselben Religion, aber nicht zwischen Angehörigen verschiedener Religionen, im vorliegenden Falle also zwischen Juden und Christen, denkbar sind. Es handelt sich auch bei diesen Kontroversen gar nicht um Dogmatisches, sondern um Rechtsfragen, die schon als solche mit den Grundunterschieden von Judentum und Christentum nichts zu thun haben. Je mehr die neue Lehre zum förmlichen Christentum sich auswuchs, desto deutlicher kündigt diese Wendung an anderen Stellen des Talmud und des einschlägigen Schrifttums sich an, welche wir als die zweite Schichte von auf das Christentum bezüglichen Mitteilungen der älteren rabbinischen Litteratur bezeichnen können. Inzwischen breitete sich das Christentum nach Westen aus, das Judentum aber verlegte seinen Schwerpunkt nach Osten, nach Babylonien. Es ist klar, daß durch diese topographische Veränderung der letzte Verbindungsfaden zwischen Judentum und Christentum abgeschnitten wurde. Dieser Zeit gehörte die letzte, sozusagen die Diluvialschichte von talmudischen Nachrichten über das Christentum an. In denselben ist natürlich schon der Parteizustand mehr oder minder schroff hervorgekehrt. Es werden hier Namen einiger Apostel, auch die Person Jesu genannt, die nicht zum Besten fortkommen, aber jeder unbefangene, sachverständige Beurteiler sieht diesen Notizen sofort an, daß sie keine alten, ursprünglichen Nachrichten über die evangelische Geschichte, sondern parteiisch gefärbte Sagen enthalten, welche über das längst zur Weltreligion ausgewachsene Christentum zu den Juden in Babylonien drangen oder unter ihnen entstanden und von ihnen dem Talmud einverleibt wurden. Wenn nun auch diese Notizen in den Tholdoth-Rezensionen benützt wurden, so haben sie doch, wie jeder sieht, für das Leben Jesu keinen größeren Wert, als Schillers Wilhelm Tell für die Geschichte dieser sagenhaften Persönlichkeit, und ich kann nach dieser Sachlage die Ansicht des Herausgebers von dem wissenschaftlichen Wert des vorliegenden Büchleins, sowie der sämtlichen Tholdoth-Rezensionen, die in dem angekündigten Werke gesammelt erscheinen sollten, insofern es sich dabei um das wirkliche Leben Jesu handelt, nicht im entferntesten teilen.

Dagegen liegt der Wert der vorliegenden „Geschichte Jesu von Nazaret" oder vielmehr ihrer hebräischen Grundschrift in einer anderen Richtung. Die Grundschrift ist etwa zwischen dem achten und zehnten Jahrhundert, aller Wahrscheinlichkeit nach in Italien, entstanden, wo damals die Midrasch-Litteratur eine kurze Nachblüte erlebte; und wirft ein interessantes Streiflicht auf die auch durch andere Erscheinungen bestätigten Zusammenhänge, welche zu jener Zeit noch zwischen Judentum und Christentum trotz der schroffen Scheidung ihrer Bekenner bestanden. In dem Tholdoth-Buche ist Jesus ein Talmudjünger, welcher, nachdem er sich in den Besitz des geheimnisvollen Gottesnamens gesetzt hat, mittelst desselben einen Teil der neutestamentlichen Wunder ausführt. Der Zauber mit dem Gottesnamen, den der Talmud noch nicht kennt, ist verhältnismäßig jung, spielt aber in dem Aber- und Zauber-

*) „Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu. Geschichte Jesu von Nazaret, geboren im Jahre 3760 seit Erschaffung der Welt." Von Dr. Erich Bischoff-Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. Besprochen in der Wochenschrift: „Die Zeit".

glauben des 12. und 13. Jahrhunderts eine große Rolle. Es giebt auch eine christliche Schrift aus derselben Zeit, welcher das Tholdoth-Buch angehört, ebenfalls in Italien entstanden, worin die Wahrheit des Christentums gerade so durch die wunderbare Wirkung des Gottesnamens erhärtet wird, wie in dem Tholdoth-Buche. Diese Schrift handelt von der sagenhaften Disputation zwischen Christen und Juden, die unter Papst Sylvester I. vor dem Kaiser Constantin und seiner Mutter Helena stattgefunden haben soll. Hier tötet der Jude einen Ochsen, indem er ihm den großen Gottesnamen ins Ohr ruft. Sylvester aber vollführt das größere Kunststück, daß er den toten Ochsen durch Anrufung des Namens Jesus Christus wieder lebendig macht. Die etwas seltsame, durch einen Ochsen vermittelte Judenbekehrung hat in der deutschen Nationallitteratur mehrfache Bearbeitung gefunden, so von Conrad von Würzburg, in der Kaiserchronik, im Laienspiegel u. s. w. (vgl. „Sylvester", herausgegeben von W. Grimm, Göttingen 1841). Ganz so, wie in der Sylvestersage der Zauber mit dem Gottesnamen durch einen gleichartigen wettgemacht wird, verhält es sich auch mit dem jüdischen Buche von der Geschichte Jesu. Denn hier wird Jesus durch einen anderen von den Weisen Israels angestifteten Talmudjünger besiegt, der ebenfalls durch den Zauber mit dem Gottesnamen Wunder wirkt. Es scheint sogar, daß ein direkter Zusammenhang zwischen der christlichen Sylvestersage und dem Tholdoth-Buche besteht. Hier vollführt nämlich Jesus seine Wunder vor der Königin Helena von Adiabene, die bekanntlich mit ihrem Sohne, dem Könige Izates im neutestamentlichen Zeitalter zum Judentume übertrat. Liegt hier nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen mit der Bearbeitung der Sylvestersage vor, in welcher die Disputation ebenfalls vor einer Königin Helena und ihrem Sohne (Constantin) stattfindet? Die Prioritätsfräge der Bearbeitung mag dahingestellt bleiben, aber das Zusammentreffen kann nur aus der Vermischung von jüdischen und christlichen Sagen erklärt werden, deren Bestand, wie schon bemerkt wurde, darthut, daß gegen Ende des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung das Christentum noch tiefer im Fahrwasser des Judentums dahinzog, als ihm bewußt war.

Dem Judentume erging es ähnlich mit dem Christentume. Ersteres reklamierte nämlich die Begründer des letzteren für sich, zu welcher seltsamen Anschauung die Erinnerung an den Ursprung des Christentums den Anstoß gegeben haben mag. Dem Tholdoth-Buche ist der Abriß von einer Art Apostel-Geschichte angehängt, in welcher Paulus unter Zustimmung der Weisen Israels sich gleichsam für das Judentum opfert, indem er sich den Christen als einer der ihrigen vorstellt und ihnen, gleichfalls unter zauberischer Anwendung des Gottesnamens, im Namen Jesu befiehlt, die Juden und das Judentum zu lassen. Damit verfolgt aber Paulus, welcher hebräisch Elijahn heißt und als Revenant des Propheten dieses Namens zu denken ist, nur den Zweck, das Judentum von den Adepten der neuen Lehre zu befreien. Paulus führt den ihm gewordenen Auftrag in der Weise aus, daß er den Christen Surrogate für die jüdischen Institutionen und Feiertage giebt, also Sonntag für Sabbat, Pfingsten für das Wochenfest u. s. w. Diese eigentümliche Reklamation des Heidenapostels für das Judentum stehen nicht für sich allein da in dem jüdischen Schrifttume. In anderen Schriften aus derselben Zeit, welcher das Tholdoth-Buch angehört, opfert sich Petrus in der gedachten Weise für das Judentum. Er gilt sogar als der Verfasser eines Gebetes, welches heute noch in der jüdischen Sabbat-Liturgie vorkommt.

Man ersieht aus diesen hybriden Sagengebilden, daß gegen Ende des ersten christlichen Jahrtausends Christen und Juden noch nicht zum wirklichen Bewußtsein gekommen waren, was christlich und was jüdisch sei. Von dem Nebel dieser gemischten Vorstellungen hat man in dem Tholdoth-Buche einen Niederschlag. Aber dieses Buch ist, wie gesagt, nicht das einzige Denkmal jenes Nebels. Da ich der erste war, welcher denselben aufzuklären versucht und auch das Tholdoth-Buch in den Kreis seiner Forschungen einbezogen hat (vgl. meine „Geschichte des Erziehungswesens und der Kultur der abendländischen Juden", II, Note I und I a), so bin ich wohl auch berechtigt, dem Herausgeber der vorliegenden Schrift den guten Rat zu geben, seine Untersuchungen in der angegebenen Richtung anzustellen, nicht aber Veranlassung zu der falschen Vorstellung zu geben, als ob die Juden eine Art geheimen Archives von Schriften und Nachrichten über die Entstehungsgeschichte des Christentums und dessen Stifter besessen und erhalten hätten.

* * *

Nach Beendigung dieser Anzeige, zu welcher ich von der Redaktion dieses Blattes eingeladen worden bin, sehe ich zu meinem Bedauern, daß ich mit meinem guten Rat schon zu spät komme, wie ja dies überhaupt mit guten Ratschlägen gewöhnlich der Fall ist. In dem Märzhefte der „Gesellschaft" findet sich nämlich eine Anzeige der vorliegenden Schrift von Herrn Merian mit folgendem bedenklichen Nachwort:

„Damit schließt das Tholdoth-Buch, das gewiß als hochinteressantes Dokument jenes merkwürdigen Volkes gelten kann, das leider immer noch viele seiner Schriften ängstlich geheim hält. Ich sage ‚leider', denn es ist meine feste Ueberzeugung, daß gerade infolge dieser Geheimniskrämerei jene absurden Sagen entstehen, die zur Schande des neunzehnten Jahrhunderts immer und immer wieder auftauchen und dann in jenen halb widerlichen, halb lächerlichen Ritualmordprozessen ihren Ausdruck finden."

Nun, ich kann Herrn Merian auf Ehre und Gewissen versichern, daß meine Glaubensgenossen — ein jüdisches „Volk" giebt es dermalen so wenig, wie ein katholisches oder protestantisches — keine ihrer Schriften jemals geheim gehalten haben noch geheim halten. Das Tholdoth-Buch ist bereits zwei Male, und zwar von Christen herausgegeben worden. Indessen kann ich es Herrn Merian nicht verdenken, wenn er an eine „Geheimniskrämerei" der Juden glaubt, da der Herausgeber des vorliegenden Büchleins am Ende seines Vorwortes zu der Behauptung sich versteigt, daß, „wenn die Glocken der Kathedrale zum Weihnachtsfeste läuteten und helle Christfreude in den Häusern der Bürger herrschte, im dunklen Ghetto der verfehmte Jude das Tholdoth-Buch aus dem Versteck hervorholte, und während die Gläubigen sich neigten vor der Jungfrau Sohn, voll bitteren Hohnes las vom „Mamser ben haniddah". Das ist sehr salbungsvoll gesagt, aber gänzlich unbegründet, und der Wunsch des Herausgebers: „Möge die Wissenschaft, der diese Veröffentlichung lediglich dient, darüber ‚sine ira et studio' urteilen", nimmt sich neben dieser Insinuation eigentümlich aus. In dem 1886 von dem Bibliothekar der Bodleiana, Herrn Neubauer (dem der Herausgeber selbst seinen Dank abstattet), veröffentlichten „Catalogue of the Hebrew Manuscripts", der jedermann zugänglich ist, findet sich auf Seite 774 unter Nr. 2240,3 eine handschriftliche Geschichte der Verurteilung Jesu angeführt,

in welcher der Kopist wörtlich bemerkt: „Obgleich diese Schrift sich bei uns deutschen Juden nicht findet, noch zugänglich ist, so habe ich sie doch der allgemeinen Neuigkeit halber abgeschrieben, und wer wird mich deshalb anklagen u. s. w." Das will sagen: Der Kopist entschuldigte sich, daß er die Schrift abschreibt, die wenigstens in Deutschland kein Jude besaß und nicht einmal lesen durfte! So sieht das phantasievolle Bild des Herausgebers, in welchem er sämtliche Juden unter feierlichem Weihnachtsgeläute über die Tholdoth-Schmähschrift gebückt sieht, vor der Kritik aus. Um es kurz zu sagen: der ungelehrte Jude nahm die Schrift aus religiöser Scheu nicht in die Hand, der gelehrte aber betrachtete sie, gut wienerisch gesprochen, als einen Schmarren, den er keines Blickes würdigte, der deshalb unter den Juden selten war und heute nur ein interessantes Dokument jüdisch-christlicher Sagenmischung bildet.

Feuilleton.

Entgleist!

Eine galizische Erzählung von Wilhelm Feldman.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Bei der Taufe erhielt Klara den Vornamen „Helene" und die Statthalterei gestattete ihr den Namen zu ändern. Für die Welt starb die Klara Zwiebel und Helene Cybulska wurde geboren. (Zwiebel heißt polnisch: Cybula.) Dieser Namenswechsel erschien ihr sehr vorteilhaft und sie füllte oft mit ihrer neuen Unterschrift ganze Bogen Papier aus.

Sie hatte übrigens hierzu genug Muße. Seit dem Tage, an welchem die Bezirkshauptmannschaft in O. dem Matrikel-Amte in Malince die Mitteilung zugehen ließ, daß die in den Standesbüchern Band . . Seite . . Pos. . . eingetragene Keile, recte Klara, die uneheliche*) Tochter des Josef und Chaje Zwiebel, gutwillig die römisch-katholische Religion angenommen habe, was in dem betreffenden Buche anzumerken sei, seit diesem Tage änderte sich ihre Lage im Hause der Marschallin — nicht zum Bessern.

Anders war es vor einigen Wochen, als sie der Pfarrer erst nach O. gebracht hatte. Alles war für sie neu und interessant; sie selbst war ebenfalls für alle ein Gegenstand der Neugierde. Nach der Schenke imponierte ihr das Haus der Marschallin, und von den Menschen war sie entzückt. Im Kloster weilte sie nur kurze Zeit mit guten und sanften Ordensschwestern. Der Pater Raimund unterrichtete sie im Katechismus und klärte sie über Religionsfragen auf.

Er erkannte schnell ihr entzündbares Temperament, ihre ideal-mystischen Neigungen und ihre dominierende Phantasie. Dementsprechend behandelt er sie. In seinen Religionsvorträgen legte er auf die theologisch-dogmatische Seite keinen Nachdruck, dafür gab er ihr die Evangelien und die Kirchengeschichte zu lesen. Auf diese Weise hatten Herz und Phantasie eine erwünschte Nahrung. Sie entbrannte für Ideale und mit dem Herzen war sie ihrem neuen Glauben zugethan. Das Leben Jesu, die Geschichte der Apostel, die Biographien der Heiligen und Märtyrer sättigten ihre romantische Exaltation und sprachen zu ihrem Herzen — nicht so war es aber mit dem trockenen Katechismus. Im übrigen war der Pater Raimund ein guter Lehrer. Er disputierte mit ihr gern und viel, lenkte geschickt den Gesprächsstoff, schob ihr entsprechende Bilder unter, und — traf ihren Geschmack ganz. Nach jeder Lektion zeigte er eine große Zufriedenheit und küßte ihre weiße Stirn. Des Abends holte sie die Kalesche der Marschallin ab. Aus der winzigen Klosterzelle sah sie sich plötzlich in glänzende Apartements versetzt. Dort traf sie zum ersten Male mit den Figuren der „idealen Welt" zusammen. Der Herr Marschall war eine Person im mittleren Alter, von imponierender Haltung — eine prachtvolle Null. Unter dem Pantoffel seiner Frau stehend, welche vom Hause aus eine Gräfin war, redete er sie „dobrodziej"**) an, und befaßte sich mit nichts, als mit Experimenten in seinem schönen Blumengärtchen. In häuslichen und Geldangelegenheiten hatte er keine Stimme.

Die Marschallin hingegen vergaß nicht, trotz ihrer fünfzig Jahre, ihrer Herkunft und ihrer apostolischen „Mission". Sie scheute weder Mühe noch Arbeit, um noch bei Lebzeiten der Kanonisierung teilhaftig zu werden, und unter ihren „geistigen Kindern" hatte sie noch nie ein solches Exemplar wie Klara gehabt.

Sie empfing also ihr Mündel im Salon und lud jedesmal viele Personen ein, auf daß sie diese ihre Eroberung für das Christentum bewundern. Von den „hohen Herrschaften" herzlich und huldvoll behandelt, von allen gelobt und geliebkost, die Salonluft in Gesellschaft von Leuten einatmend, welche zur „Welt der Ideale" gehörten, war Klara mit dem Anfange ihrer neuen Laufbahn natürlich sehr zufrieden. Ihr Anstand, ihre Bescheidenheit und jene unaussprechliche Anmut, welche sich Herzen erwirbt, machten selbst auf jene, die hinter dem Rücken der Frau Marschallin über ihre „Manie" und ihre „geistigen Kinder" lachten, einen guten Eindruck. Selbst die wegen ihrer hohen Bildung bekannte Frau Baronin, die Gemahlin eines Exjuden, äußerte im Vertrauen, diese Jüdin sei gar nicht zu übersehen, sie drücke sich französisch mit Accent aus. Kein Wunder, wenn Klara, von solch mannigfachen Gefühlen und Empfindungen erfaßt, in den Tag hinein lebte, wenig ans Elternhaus denkend. Nur manchmal bedauerte sie den Vater. „Er ist doch kein schlechter Mensch", sagte sie sich. Sie sehnte sich auch nach ihrer Büchersammlung. Die Mutter erwähnte sie nicht. Bis zur Taufe übrigens hatte sie keine Ursache die Maliniecer Schänke zu vermissen. Zur ersten Beichte bereitete sie sich mit einem Feuereifer vor. Sie glaubte fest, daß mit dem Empfange der Kommunion der heilige Geist bei ihr einkehren werde, — bis sie statt des erleuchtenden, ein betäubender Blitz traf. Ihren Vater in der Pose der verzweiflungsvollen Tragik erblickend, fragte sie sich zum ersten Male: „Vielleicht habe ich doch nicht recht daran gethan, indem ich ihn verließ?"

Als sie aus der Kirche heimkehrte, wurde sie von allen Gästen mit Aufmerksamkeiten und Geschenken bedacht. Von den Taufpaten erhielt sie ein prachtvolles mit Steinen besetztes Kreuz, von den übrigen Gästen weniger kostbare Präsente. Sie dankte für diese Beweise des Wohlwollens, war gerührt und voll Dankbarkeit; aber vor ihren Augen flimmerten diese Edelsteine wie Thränen ihres Vaters. Die Gratulationen vermochten nicht seinen Aufschrei zu übertönen. Selbst die

*) d. h. nicht zivilrechtlich getraut.

**) „Gnädige Frau".

Sophisterei des Pater Raimund war nicht imstande, sie ganz zu beruhigen. Am Nachmittag desselben Tages kehrte sie ins Kloster zurück und wurde nicht mehr ins Haus der Marschallin geladen. Vereinsamt betete sie zusammen mit den Nonnen und brachte ganze Tage über Skarga's Buch „Leben der Heilgen" zu, ohne es zu lesen. Sie sann damals viel über sich nach und träumte, ohne aber über ihre gegenwärtige Lage und die möglichen Folgen derselben logisch zu denken. Eines aber erschien ihr klar, daß sie weder länger im Kloster bleiben, noch ins Elternhaus zurückkehren könne. Bisher lebte sie frei, ohne Sorgen und Arbeit, jetzt war es nötig anzufangen, für sich zu arbeiten.

Der kleine Kahn würde sich auf dem weiten Meere verlieren, wenn er sich nicht unter dem Schutze eines großen Schiffes befände. Klara schrieb auch wirklich an den Pfarrer Andreas, ihn bittend, er möchte die Güte haben, nach O. zu kommen, damit sie sich mit ihm über ihre Zukunft berate. In diesem Briefe erwähnte sie nicht des Vaters, und war sehr bündig und objektiv; sie bemerkte nur mit einem leichten Sarkasmus, daß die Frau Marschallin, welche sie bisher mit so vielen Beweisen ihres Wohlwollens überhäufte, wahrscheinlich ebenfalls nicht auf halbem Wege stehen bleiben werde.

XIII.

Am dritten Tage kam der Pfarrer Andreas auch wirklich angefahren. Er fühlte, daß er dem Mädchen gegenüber, welches er der häuslichen Zurückgezogenheit entrissen und in des Lebens Ocean gestürzt, heilige Pflichten habe. Er traf Klara im Kloster ernst und niedergeschlagen. Während des Gespräches mit ihr hatte er nicht den Mut, ihr etwas über das väterliche Haus und insbesondere über den Besuch des Vaters zu erwähnen. Klara stellte auch gar keine Fragen. Sie dankte ihm herzlich für seine Mühe ihretwegen, weniger herzlich dafür, daß er sie in die christliche Gesellschaft einführte und eröffnete die Konferenz betreffs ihrer weiteren Schritte.

„Gar keine Arbeit wird mich abschrecken, um nur auf eine ehrsame Weise leben zu können", sprach sie. „Ich glaube aber, daß es für mich am entsprechendsten wäre, wenn ich irgend eine Anstellung als Privatlehrerin bekäme. Staatsexamen habe ich leider nicht gemacht, doch besitze ich gute Zeugnisse aus der Pension der Frau Poniedriatkowkas. Ich kenne Sprachen, kann ein wenig Klavier spielen, obwohl ich dafür nie eine Vorliebe besaß. Ich habe eben mein 17. Lebensjahr beendet — die höchste Zeit also, um die Region der Theorie, in welcher ich mich bisher bewegt habe, zu verlassen und eine nützliche und würdige Arbeit zu ergreifen. In welchem Berufe kann man sich dem Lande gegenüber verdienter machen, als in dem pädagogischen?"

Nur im letzten ausführlicher motivierten Satze, erklang der Ton der früheren Begeisterung; im übrigen sprach sie ruhig und nüchtern. Das befremdete den Pfarrer einigermaßen und der Umstand, das „Helenchen" von jener religiösen Fieberhitze im gewöhnlichen Leben, zu welcher die Neophyten und insbesondere die ihres Schlages, so gerne hinneigen, frei war, das freute ihn. Er fand ihren Plan ganz entsprechend und begann seine Nachforschungen wegen eines Postens. Unterdessen wohnten beide beim ruthenischen Ortspfarrer, der ein Schulkollege des Geistlichen Andreas war. Der Pfarrer Andreas brachte bald in Erfahrung, daß Frau X., die älteste Tochter der Frau Marschallin, eben für ihr Töchterchen eine Lehrerin suche. Diese glückliche Verkettung der Umstände freute ihn sehr.

„Die Frau Marschallin", dachte er sich, „hat sich ja Klara so gewogen gezeigt, hat ihre Fähigkeiten und ihren Charakter kennen gelernt, daß sie gewiß ohne zu zögern sie ihrer Tochter empfehlen werde. Abends machte er sich wirklich mit seiner Kandidatin auf den Weg zur Marschallin. Diese empfing die Gäste etwas hochmütig, aber huldvoll. Sie streichelte Helenchen und verbreitete sich laut über die Eigenschaften „dieses guten Kindes." Als ihr aber der Geistliche unter vier Augen auseinandersetzte, wozu er gekommen sei, veränderte sie den Ton und lehnte rund heraus ab.

„Aber, gnädige Frau", sprach der Geistliche, „aus welchem Grunde? Verdient sie nicht diese Rücksichten? Oder sollte sie infolge ihrer Jugend nicht geeignet sein? Oder genügen vielleicht ihre Zeugnisse nicht?" — „Ganz und gar nicht, im Gegenteil, Herr Pfarrer, sondern . . . nun, sehen Ehrwürden, es paßt mir nicht, solch eine Person ins Haus zu nehmen."

„Ich verstehe Sie nicht; ich sehe keinen rationellen Grund."

„Nun, sie ist doch immerhin eine — Jüdin . . . eine sich affichierende Person, . ."

„Umsomehr, umsomehr, gnädige Frau, nachdem wir ihr selbst bei diesem „Affichieren" geholfen haben, soll man ihr auch weiterhelfen und die gute That ganz üben."

Die Marschallin entrüstete sich. „Entschuldigen Ehrwürden. Ich habe meine Pflicht erfüllt, ich habe ihr das ewige Seelenheil gewährt. Was kann man noch mehr verlangen? Gott sieht meinen guten Willen . . Aber dennoch sage ich Ihnen, Ehrwürden, von den Unsrigen wird niemand Helene zu sich ins Haus nehmen. . . . . Sollte es aber notwendig sein . . dann bin ich bereit, eine Kollekte zu ihren Gunsten zu veranstalten." — „Ich danke", erwiderte trocken der Probst. Ich habe in ihrem Namen um Arbeit gebeten, welche sie mit Gotteshilfe auch finden wird."

Beim Abschiede küßte die Marschallin Klara's Haupt. „Ich glaube, liebes Kind, daß wir uns nicht mehr sehen werden", begann sie und hielt ihr eine lange Predigt, wie sie sich in der Welt zu verhalten habe, um sich die Gewogenheit der Menschen und eine himmlische Krone zu erwerben. — Der Pfarrer Andreas erklärte sich das auf die einfachste Weise, daß die Marschallin es nicht mehr wünsche, mit ihrem Mündel zusammenzutreffen. —

„Nun, und wie steht's", fragte Klara, „darf ich hoffen?" Haben meine Zeugnisse der Frau Marschallin genügt?"

(Fortsetzung folgt).

Wochen-Chronik.

Gemeinde, Synagoge und Schule.

*** Berliner Nachrichten.** In Sachen des jüdischen Religionsunterrichts an den höheren Schulen, läßt der Gemeindevorstand folgende offiziöse Notiz veröffentlichen: „Der Gemeindevorstand hat sich wegen des jüdischen Religions-Unterrichts an den königlichen Gymnasien und höheren Schulen an den Kultusminister gewendet. Zwei Delegierte des Vorstandes hatten demnächst Audienz, an welcher der Unterstaats-Sekretär und zwei Räte teilnahmen. Bei dieser Besprechung zeigten die Vertreter des Kultministeriums ein großes Entgegenkommen, erklärten aber, daß der Unterricht nur ein fakultativer sein könne und sich nicht auf das Hebräische, sondern nur auf den eigentlichen Religionsunterricht beschränken müsse. Die näheren Bestimmungen würde das

Provinzialschulkollegium treffen. Auf das an den Kultusminister Ende vorigen Jahres gerichtete schriftliche Gesuch erging vom Provinzial-Schulkollegium vor wenigen Wochen der Bescheid, daß auf mehreren Anstalten der beantragte Unterricht erteilt werden solle und zwar dergestalt, daß diejenigen Schulen, in welchen die Zahl der jüdischen Schüler eine geringe sei, mit anderen zum Zweck des Religions-Unterrichts vereinigt werden sollen. Im ganzen sollten von staatswegen drei Kurse eingerichtet werden, und jeder Kursus sollte drei Abteilungen haben, so daß die Schüler der unteren Klasse eine Abteilung, die der mittleren Klasse eine zweite und die der oberen Klasse eine dritte Abteilung bilden sollten. Der Gemeindevorstand wurde aufgefordert, mindestens drei für den Religionsunterricht geeignete Lehrer in Vorschlag zu bringen, und wurde schließlich in dem Reskript des Provinzial-Schulkollegiums bemerkt, daß die Kosten von der Gemeinde zu tragen seien. In letzterer Beziehung sei hervorgehoben, daß bei der Rücksprache mit den Herrn Vertretern des Kultusministeriums den Delegierten des Gemeindevorstandes mitgeteilt wurde, daß in der Regel der Staat die Hälfte der Kosten trüge, daß aber für das laufende Jahr ein Zuschuß des Staates nicht mehr angängig sei. Die Vertreter des Gemeindevorstandes haben sich hierauf bereit erklärt, für das laufende Jahr die gesamten Kosten zu übernehmen."

— Dem Berichte über die letzte Repräsentantensitzung in der vorigen Nummer tragen wir noch die Mitteilung nach, daß ein dringender Antrag des Herrn Löwenberg, den Vorstand zu ersuchen, sich mit dem königlichen Polizeipräsidium in Verbindung zu setzen, damit die im Herbst stattfindenden Repräsentantenwahlen, wie das neue Statut es vorschreibt, bereits in geheimer Wahl stattfinden können, angenommen worden ist. Ob der Vorstand diesem Ersuchen der Repräsentanten und ob das Polizeipräsidium dem Wunsche des Vorstandes entsprechen werde, — das freilich ist eine andere Frage.

— Alle Fleischer in Wien, die keine Garantie für rituelle Schlachtung bieten, sind jüngst von den Bezirksamtsleitern aufgefordert worden, die Tafeln, welche den Verkauf von „Koscherfleisch" anzeigen, sofort zu entfernen, widrigenfalls gegen sie strafweise vorgegangen werden müßte. — Die Vertreter der Wiener Gemeinde sind unseres Wissens nicht orthodoxer, als die der unsrigen, auch ihnen ist jede Wurst „koscher" und alles „Koschere" — Wurst; wenn sie gleichwohl in dieser Angelegenheit einen entscheidenden Schritt gethan und die Hilfe der Polizei angerufen haben, so geschah dies sicherlich einmal im Interesse der rituell lebenden Gemeinde-Mitglieder, sodann aber auch, um zu verhüten, daß mit einer jüdischen Institution von einzelnen Juden und Nichtjuden Unfug getrieben werde. Wäre nicht das, was den Wienern billig, den Berlinern recht?

— Am 9. d. M. fand die diesjährige Generalversammlung der Gesellschaft zur Verbreitung der Handwerke und des Ackerbaues unter den Juden im preußischen Staate in der Aula der jüd. Knabenschule statt. Der Vorsitzende erstattete den Jahresbericht, aus dem hervorging, daß die Gesamtzahl der unterstützten Lehrlinge 85 betrage, von denen 15 in dem Lehrlingsheim in Pankow untergebracht seien. Den Bemühungen der Herren Maurermeister Fränkel und Landschaftsmaler Bodenstein ist es gelungen einen Fonds von 80000 Mk. für diese Anstalt aufzubringen. Das Ergebnis der hierauf vorgenommenen Vorstandswahlen war, daß die Herren, Leopold Lesser zum Vorsitzenden, Alfred Löwenberg zum Schriftführer, R. Ball und J. Fränkel zu Inspektoren, M. Fiegel, Martin Simon und Jacob Pasch zu Revisoren gewählt wurden.

— Wir erhalten folgende Zuschrift: „In dem Referate über die Repräsentanten-Sitzung vom 12. Mai ist der Wunsch eines Mitglieds der Versammlung: Der Vorstand möchte die Jahresberichte der jüdischen Wohlthätigkeitsanstalten der Kurbäder den Repräsentanten zur Einsicht vorlegen" nicht richtig dargestellt worden. Ausgehend von der Ansicht, daß die Subventionen der einzelnen Kurhospitäler zu karg seien und in keinem richtigen Verhältnis ständen zu dem, was jene den Berliner Gemeindemitgliedern leisten, oder wenn die Mittel vorhanden wären, leisten könnten, wollte der betreffende Herr wissen, wie viel Berliner Gemeinde-Mitglieder überhaupt die Benefizien der Kurhospitäler in Anspruch nehmen, um daraus ermessen zu können, ob die bewilligten Unterstützungsgelder ausreichend und der Berliner jüdischen Gemeinde — würdig wären." — Das ist allerdings etwas ganz anderes, als wie es unser Referent wiedergegeben hat! In Rücksicht auf die schlechte Akustik auf der Gallerie ist jedoch ein solches Mißverständnis auf seiten der Berichterstatter verzeihlich.

— Ein Israelitisches Heimat-Haus. Das Haus, welches die Verwaltung der israelischen Volksküche Gormanstraße Nr. 3 erbaut, ist bereits im Rohbau fertig gestellt, und es wird geplant, das gesamte Gebäude jüdischen Wohlfahrts-Einrichtungen dienstbar zu machen. Es ist zunächst die Einrichtung eines jüdischen Mädchenheims in Aussicht genommen, in welchem der Preis von 30 Mark für volle Pension festgesetzt ist. Es wird damit beabsichtigt, Mädchen, welche fremd nach Berlin kommen, um etwas zu erlernen, um sich alsdann selbst zu ernähren, oder wieder nach der Heimat zurückzugehen, oder solchen, die hier in Stellung sind und mit geringen Mitteln auskommen müssen, ein gemütliches Heim zu schaffen. Soweit die Räume für diesen Zweck nicht in Anspruch genommen werden, wird damit auch ein Alten-Heim verbunden, woselbst ältere Personen gegen mäßige Vergütigung ein Unterkommen finden sollen. Auf vielseitige Anregung soll in dem Hause auch ein Israelitischer Kinderhort eingerichtet werden. Diese Institution ist in jener Gegend, wo die meisten unserer armen Glaubensgenossen wohnen, um so notwendiger, als diese vielfach ihres Erwerbs wegen aus dem Hause gehen und die kleinen Kinder meist auf der Straße unbeaufsichtigt herumlaufen. Eine kleine Synagoge soll eingerichtet werden, in welcher morgens und abends Gottesdienst stattfinden wird, unter besonderer Berücksichtung von Jahrzeiten, und Abhaltung einer Seelenfeier für die verstorbenen Angehörigen der vielen Wohlthäter dieses Werkes. Mit Rücksicht darauf, daß bereits im verflossenen Jahre, die Verwaltung sehr häufig zurückgelegte Kleidungsstücke für die Armen erhalten hat, werden im neuen Hause Vorkehrungen getroffen werden, für Empfangnahme, Instandsetzung und Verteilung derselben. Die Volksküche selbst wird nach den neuesten technischen Erfahrungen zweckmäßig eingerichtet, unter besonderer Berücksichtigung für Familien und die jüdischen Besucher. Zu jeder näheren Auskunft ist der Begründer und Leiter, Herr Herrman Abraham, Alte Jacobstraße 57/95 bereit.

* **Freie israelitische Vereinigung.** In Hamburg tagte am 5. d. M. eine neu gebildete „Freie israelitische Vereinigung", deren Programm in dem folgenden Einladungsschreiben niedergelegt ist:

„Die freie Vereinigung, so heißt es in dem Einladungsschreiben, wird sich von allen politischen Bestrebungen fernhalten. Sie soll solche Fragen in den Bereich ihrer Erörterungen ziehen, die allgemeine ethische und soziale Aufgaben der Judenheit betreffen; sie soll wohlwollende Gesinnung fördern und sich in den Dienst der Ideale des Menschentums stellen. — Die freie Vereinigung soll in Zukunft eine Wanderversammlung sein, die von Jahr zu Jahr abwechselnd in verschiedenen Großstädten sich ihren Beratungen widmen wird. Von der Pflege persönlicher Beziehungen, die dadurch unter Angehörigen aus Nord und Süd, Ost und West herbeigeführt wird, darf mit Fug die Stärkung der Widerstandskraft zum Schutze unserer höchsten sittlichen Güter, die Aufrichtung, Erziehung und Selbstbildung unserer Stummesgenossen, die gegenseitige Würdigung und Verständigung erwartet werden. — Das Ergebnis der durch Referenten und Korreferenten vorzubereitenden, jedesmaligen Verhandlungen soll in Form von Resolutionen zusammengefaßt werden. — Die Judenheit weist jedes Machtgelüste und jede materielle Bestrebung, die in dem Zusammentritt israelitischer Männer erblickt werden könnte, von sich. Um so entschiedener darf sie sich einem Zusammenschluß widmen, der auf allgemeine Wohlfahrtsinteressen und auf die höchsten idealen Güter abzielt."

Etwas mehr Klarheit würde diesem knappen Programmentwurf nicht geschadet haben. Soll die freie Vereinigung ein neugestalteter Zentralverein deutscher Staatsbürger jüd. Glaubens, eine jüdische Gesellschaft für ethische Kultur oder ein Verein zur Ausbreitung der zionistischen Idee werden? In der Versammlung in Hamburg wurde verhandelt: 1. über „Jüd. Kolonien", 2. über das „Problem der ethischen Bewegung."

* **Jubiläum.** Ueber das Doppeljubiläum des Kantors Herrn Schwarzberg in Breslau, das der silbernen Hochzeit und einer 25jährigen Amthätigkeit, wird uns von dort berichtet: Schon am vorhergehenden Sonnabend wetteiferten beim Frühgottesdienst der Vorstand der Tempelgemeinde (woselbst der Jubilar seit 18 Jahren fungiert) mit den Gemeindemitgliedern, um den echt jüdischen Vorbeter zu ehren. Am Festtage selbst, am Lag baomer, erschien der Vorstand in der Wohnung des Jubilars und überreichte ihm als Zeichen der Wertschätzung unter Worten der Anerkennung eine sehr ansehnliche Summe in barem Gelde als Geschenk. Das Rabbinat der Synagogen-Gemeinde, vertreten durch Herrn Rabbiner Dr. Rosenthal und den Dajan Rabbi S. Lewinski, ließen sich es nicht nehmen, dem verdienstvollen Jubilar ihre Glückwünsche persönlich darzubringen. Viele Freunde, Gönner und fast sämtliche Kantoren Breslau's, wie auch mehrere Kultusbeamte der Umgegend waren erschienen und alle bemühten sich, diesen Tag zu einem wahren Ehren- und Freudentag zu gestalten. Alle waren von dem einen Gedanken beseelt, einen Tribut der Anerkennung demjenigen zu zollen, der es in vollem Maße verdient. Denn Herr M. Schwarzberg ist nicht nur als treuer, aufrichtiger Kollege seiner Amtsgenossen bekannt, sondern wo ein Bedrängter um Rettung ruft, wo ein armer Kranker, welcher bei den hiesigen Professoren Heilung sucht, um Unterstützung bittet, dort tritt Herr Schwarzberg stets helfend ein, und oft, ja sehr oft seine eigenen Verhältnisse, Zeit und Gesundheit nicht beachtend. — Sinnreiche und wertvolle Geschenke, Glückwunsch-Adressen und Telegramme aus dem In- und Auslande gingen fast während des ganzen Tages ein. Erst am späten Abend trennte sich die fröhliche Schar mit dem befriedigenden Bewußtsein, einen würdigen Tag auch würdig begangen zu haben, und alle hegten nur den einen Wunsch, daß es dem verdienstvollen Jubilar vergönnt sein möge, auch noch das goldene Jubiläum zu feiern. L.

* **Eine Jubelfeier.** Die israelitische Gemeinde in Weilburg beging am 14. d. M. das Fest des fünfzigjährigen Bestehens ihrer Synagoge. Es war erfreulich, bei dieser Gelegenheit zu sehen, daß die Hetzereien des Antisemitismus, der ehedem durch Dr. Böckel in Weilburg und Umgegend eifrig gepflegt wurde, den konfessionellen Frieden nicht gestört und den Geist gesunder Eintracht in der dortigen Bürgerschaft nicht berührt haben. An der gottesdienstlichen Feier, die um 10 Uhr in der festlich geschmückten Synagoge stattfand, beteiligten sich außer den beiden evangelischen Geistlichen und den Spitzen der kommunalen Behörden noch manche Bürger christlicher Konfession, und gewiß wäre die Beteiligung eine noch größere gewesen, wenn die Synagoge genügenden Raum geboten hätte. Nachdem der Einleitungsgesang „Ma towu" und die Jubelmotette „Wenn Gott, der Herr, das Haus nicht bauet" verklungen war, hielt Herr Rabbiner Dr. Landau die Festpredigt. Am Abend fand eine gemütliche Abendunterhaltung mit nachfolgendem Balle in dem größten Saale Weilburgs statt. Zahlreiche Einladungen waren dazu ergangen, denen auch in den meisten Fällen Folge geleistet worden war.

* **Eine wichtige Entscheidung.** Der Kaufmann Gustav Meyerhof in Hildesheim klagte bei dem Bezirksausschuß gegen den Vorstand der Synagogengemeinde auf Freilassung von den Schullasten der Synagogengemeinde, eventuell insoweit dieselben auf die Religionsschule entfallen. M. ist im Mai 1893 aus der jüdischen Kirchengemeinde in gesetzlich vorgeschriebener Form ausgeschieden und hat die Steuer zur Synagogengemeinde bis ultimo 1894 bezahlt. Mit diesem Zeitpunkt ist er nach seiner Ansicht von allen Lasten befreit, welche auf der persönlichen Zugehörigkeit zu der früheren Kirchengemeinschaft beruhen. Höchstenfalls könne er, wie ausgeführt wird, zu den Kosten der Volksschule, welche von denjenigen der Religionsschule zu trennen seien, herangezogen werden. Nach der Ansicht des Beklagten ist Kläger mit dem Austritt aus der jüdischen Kirchengemeinschaft nicht auch aus dem Schulverbande der jüdischen Gemeinde geschieden und hat deshalb die Lasten des Schulverbandes auch weiter mitzutragen. Diese Verpflichtung wäre nur dann fortgefallen, wenn Kläger durch Uebertritt zu einer andern Religionsgemeinschaft dem betreffenden Schulverbande zugewiesen wäre. Dies sei aber nicht geschehen. Die bestehende Religionsschule erfordere keine besonderen Kosten. Der verlangte Beitrag sei für die Volksschule zutreffend berechnet. — Die Klage wurde zurückgewiesen. Einen ähnlichen Erfolg hatte die Klage des Bankdirektors Leeser zu Hildesheim gegen den Vorstand der Synagogengemeinde daselbst. Die Kläger werden an das Oberverwaltungsgericht appellieren.

*z **Ausstellung von Unterrichtsmitteln.** An die Verlagsbuchhandlungen und Privat-Verleger jüdischer Schulbücher versendet die Schulinspektion der Synagogen-Gemeinden Ostpreußens folgenden Aufruf: Am 4. Juni cr. findet hierselbst die Konferenz der jüdischen Religionslehrer Ostpreußens statt. Mit derselben beabsichtigen wir eine Ausstellung von Unterrichtsmitteln für alle Zweige der jüdischen Religionsschule zu verbinden, die folgende Hauptgruppen umfassen soll: I. Methodische Schriften, II. Lehr- und Lernbücher, III. Anschauungsmittel, IV. Jugendschriften. Die Konferenz, die in der Regel von ca. 50 Personen, Lehrer, Rabbiner und Gemeindevorsteher, besucht wird, bietet die günstigste Gelegenheit, Ihre Verlagsschriften aus dem Ge-

biete der jüdischen Schullitteratur zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, und das um so mehr, als wir die Absicht haben, auf Grund der zu erwartenden reichhaltigen Zusendungen eine Zusammenstellung der gesamten jüdischen Schullitteratur für weitere Kreise zu veranstalten. Damit glauben wir gleichzeitig dem geschäftlichen Interesse der Aussteller einen wesentlichen Dienst zu leisten. Wir erlauben uns deshalb an Sie die dringende Bitte zu richten, unser Unternehmen durch Ueberweisung einer größeren Kollektion einschlägiger Werke zu unterstützen, und verpflichten uns gleichzeitig zur sorgfältigen Uebewachung und portofreien Rücksendung der Eingänge." Anmeldungen wolle man recht bald an den Schriftführer der Inspektion, Inspektor Ad. Peritz, Königsberg i. Pr., „Neue Dammgasse!" gelangen lassen. Unterzeichnet ist der Aufruf von dem Vorsitzenden der Schulinspektion, Rabbiner Dr. Bamberger. Der Ausstellungsplan ist zweifellos originell und von Nutzen für Lehrer und Lernende.

*** So wirds gemacht!** Das Wiener antisemitische „Deutsche Volksblatt" brachte am 14. d. M. unter der Ueberschrift: „Aufsehenerregender Kindesraub" folgende Notiz: „In der Nähe von Böhmisch-Brod, im Walde bei Dolanek, wurde am 10. d. M. eine alte Jüdin festgenommen, welche ein vierjähriges Christenmädchen bei sich hatte, das sie vor acht Tagen einem Koliner Tischlermeister geraubt. Dem Böhmisch-Broder Polizeiwachmann Smejkal, welcher die Person auf die Bahnstation eskortierte, machte dieselbe die Angabe, sie habe das Kind nur deshalb mit sich genommen, weil es dessen Vater erschlagen wollte. Im weiteren Verhör simulierte sie Wahnsinn und behauptete hernach, daß das Mädchen ein „Gotteskind" sei. Das arme Mädchen sagte jedoch aus, die Babicka (so nannte es die alte Jüdin) habe es mit Näschereien an sich gelockt und dann mitgenommen. Die Bevölkerung wollte die Jüdin lynchen, und die Wachmannschaft hatte vollauf zu thun, um allfällige Ausschreitungen zu verhindern. Die Jüdin wurde nach Kolin transportiert und dort in Haft behalten. Am Bahnhofe in Böhmisch-Brod machte sie Fluchtversuche. Die Bevölkerung befindet sich in begreiflicher Aufregung, da dies in hiesiger Gegend bereits der dritte Fall ist." Das „Freie Blatt" wendete sich bezüglich dieser Notiz an angesehene Gesinnungsgenossen in Kolin mit der Bitte um eine wahrheitsgetreue Darstellung des Sachverhaltes und erhielt folgenden Aufschluß: „Nach eingeholter Information bei der Polizeibehörde und dem Bezirksgerichte in Kolin ist die ganze Nachricht des „Deutschen Volksblattes" erfunden. Hier ist kein Kind verschwunden, und hier ist auch keine Jüdin deshalb in Haft oder inhaftiert gewesen."

Hier und dort.

— Gegen das Schächtverbot richtet sich ein Antrag des Tierschutzvereines in Königsberg i. Pr., den dieser Verein beim gegenwärtig in Bern tagenden internationalen Tierschutzkongresse eingebracht hat. Begründet ist der Antrag durch die Behauptung, daß der Schächterschnitt nach israelitischem Ritus wegen der schnellen und intensiven Blutentziehung eine sovortige völlige Bewußtlosigkeit des zu schlachtenden Tieres zur Folge hat. — Wir wollen bei dieser Gelegenheit noch mitteilen, daß, wie uns von dort berichtet wird, in der kaiserlichen Armeekonservenfabrik in Mainz das Schächten der Tiere eingeführt ist.

— Der Lloyddampfer „Graf Bismarck" ist am 18. d. Mts. von Bremerhaven mit 500 jüdischen Auswanderern nach dem La Plata expediert worden. Die Auswanderer beabsichtigen, in Argentinien Ackerbau zu treiben.

— Die Großherzoglich Hessische Regierung hat an die Kreisämter der Provinz Starkenburg folgende Verfügung erlassen: Es ist der Antrag auf Teilung des Rabbinats Darmstadt gestellt worden. Es sollen zwei Rabbinate errichtet werden, von denen eines mit einem der orthodoxen, das andere mit einem der liberalen Richtung angehörigen Rabbiner besetzt werden soll. Sie wollen Vorstandsbeschluß über diesen Antrag erwirken und sich in demselben auch aussprechen welchem Rabbinate Ihre Gemeinde zugeteilt zu werden wünscht. Eingang des Beschlusses erwarten wir binnen 14 Tagen."

— Der Wiener Gemeinderat wählte sieben antisemitische Stadträte teilweise mit 70 Stimmen durch den Hinzutritt einiger Wilden. Die Liberalen gaben weiße Zettel ab, machten jedoch gegen den neuen Reichstagsabgeordneten Steiner, der von den Antisemiten aufgestellt wurde, eine Kundgebung, indem sie die Wahl eines anderen Antisemiten Bärtl durchsetzten, der somit durch die Liberalen gegen die antisemitischen Stimmen Stadtrat wurde.

— Vom ungarischen Kirchengesetz über die Rezeption der Juden wurde § 2, welcher den Uebertritt zum Judentum gestattet, mit 105 gegen 94 Stimmen abgelehnt. Die übrigen Paragraphen des Entwurfs aber wurden in zweiter und darauf auch in dritter Lesung bei Stimmengleichheit durch die Abstimmung des Präsidenten angenommen, so daß nunmehr das Judentum in Ungarn zu den anerkannten — nicht blos „geduldeten" — Religionen zählt. Den Uebertrittsparagraphen will der Ministerpräsident bei anderer Gelegenheit ein- und durchbringen.

— Mit ihrer gewohnten pünktlichen Freigebigkeit sandten Madame Furtado-Heine und die Herren von Rothschild in Paris je 20,000 Franken an den Minister des Innern zur Unterstützung der Unglücklichen, die durch die Katastrophe von Bouzey — wo vor einigen Tagen ein Wasserbehälter barst — in Not geraten sind. c.

— Die portugiesisch-jüdische Gemeinde in Paris hat ihren zweiten Rabbiner, Dr. Moïse Jacques Montefiore, verloren; er starb im Alter von 38 Jahren. Der Verstorbene war in Italien geboren, wo er schon seit langer Zeit rabbinische Aemter bekleidete. In der hebräischen Litteratur wohl bewandert, veröffentlichte Herr Montefiore zu verschiedenen Zeiten mehrere gelehrte Studien, von denen eine in der „Revue des Etudes Juives" erschien. h.

— In Finnland will der Senat das Los der Juden erleichtern. Es soll vorgeschlagen werden, daß den Juden, welche die Erlaubnis zum Aufenthalt im Lande haben, der Handel in den Städten Helsingfors, Abo und Wiborg unter denselben Bedingungen wie den Ausländern gestattet werde. Auch soll die Aufhebung der Beschränkung in Aussicht genommen sein, daß Juden, welche sich in Finnland vermählen, das Land verlassen müssen.

— Nach einer Mitteilung aus dem Gouvernement Bessarabien waren dort im Jahre 1894 501 Chedarim mit 8486 Schülern.

— Die Inden Algeriens wandten sich in einem Bittgesuch an die französische Kammer, worin sie Schutz gegen Verfolgung durch die französischen Beamten und Ansiedler in Algerien verlangen. Sie bestreiten die ihnen vorgeworfenen Sünden und beteuern ihre Liebe zu dem Vaterlande, das ihnen 1870 die Arme geöffnet.

— Aus der argetinischen Kolonie Mauricio sind in Rußland Nachrichten eingetroffen, welche besagen, daß die Ernte in diesem Jahre mißlungen ist. Im Vorgefühle einer reichen Ernte waren noch 35 Ernte-Maschinen erworben worden. Aber in der Nacht zum 16. Dezember, gerade als der Weizen sich zu füllen begonnen hatte, herrschte ein strenger Frost, welcher das gut geratene Getreide vernichtete. Während der ganzen Erntezeit fiel dann noch starker Regen, der schließlich alle Hoffnungen auf die einträgliche Ernte zerstörte. s.

— Der römisch-katholische Erbischof von Melbourne sandte kürzlich den Förderern eines Hilfswerkes zum Besten der jüdischen Stiftungen in Melbourne eine größere Geldanweisung, mit dem Bemerken, daß, da die Juden so selten die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen und dagegen so häufig anderen Glaubensgemeinschaften in ähnlichen Fällen helfen, es ihm die größte Freude bereite, ihre Bemühungen auch einmal unterstützen zu können. c.

Wochen-	Mai 1895.	Sivan 5655.	Kalender.
Freitag . . .	24	1	(Sabb.-Anf. 8,17)
Sonnabend . .	25	2	במדבר (S. Ausg. 9,2).
Sonntag . . .	26	3	
Montag . . .	27	4	
Dienstag . . .	28	5	
Mittwoch . .	29	6	שבועות
Donnerstag . .	30	7	שבועות
Freitag . . .	31	8	

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Die alte Synag. bleibt bis zum Schabuoth-Feste geschlossen.

Freitag, den 24. Mai cr. in den übrig. Synagogen Abends 7½ Uhr.

Sonnabend, den 25. Mai morgens 9 Uhr.

Predigt Nachm. 4. Uhr: Lindenstr.-Synag. Hr. Cand. Dr. Leo Baeck.

Gottesdienst an den Wochentagen: in allen Synag. morg. 6½ u. abends 6½ Uhr.

Festgottesdienst:

Dienstag den 28. Mai in allen Synagogen abends 7¾ Uhr.

Mittwoch, den 29. Mai in der alten Synag. morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synag. morg. 9 Uhr.

Predigten Vorm. 9½ Uhr: Alte Synag., Hr. Rabb. Dr. Rosenzweig, Vorm. 10 Uhr: Neue Synag., Hr. Rabb. Dr. Stier, Kaiserstr: Synag., Hr. Rabb. Dr. Ungerleider, Lindenstr.-Synag. Hr. Rabb Dr. Weisse.

Mittwoch, den 29. Mai in allen Synagogen abends 8 Uhr.

Donnerstag, den 30. Mai in allen Synag. morgens 7½ Uhr: I. Gottesdienst mit Seelenfeier. Vorm. 10 Uhr: II. Gottesd. m. Seelenfeier.

Predigten: Alte Synag., Hr. Rabb. Dr. Maybaum, Neue Synag. Hr. Rabb. Dr. Weisse, Kaiserstr.-Synag.. Hr. Rabb. Dr. Stier. Lindenstr-Synag., Hr Rabb. Dr Rosenzweig.

Um Ueberfüllung der Synag. bei der Seelenfeier zu verhüten, wird der Vormittags-Gottesdienst am 2. Schabuoth-Tage zweimal abgehalten und ist der Zutritt zum 2. Gottesdienst nur gegen Vorzeigung von Eintrittskarten gestattet.

☞ **Sitzung der Repräsentanten-Versammlung Sonntag d. 26. Mai Vorm. 11. Uhr** im Sitzungssaale Oranienburgerstr. 30.

Vakanzenliste.

[**Abkürzungen: Aa.** = Amts-Antritt; — **Ag.** = Anfangsgehalt; — **Ak.** = Akademisch gebildet; — **C.** = Cantor; — **El.** = Elementarlehrer; — **F.** = Fixum; — **fr.** = frei; — **Hz.** = Heizung; — **Hh.** = Hattor. hor.; — **K.** = Kore; — **L.** = Lehrer; — **M.** = Mohel; — **Mg.** = Musikalisch gebildet; — **Mld.** = Meldung; — **N.** = Nebeneinkommen; — **Pr.** = Prediger; — **Ra.** = Reichsangehörige; **Rb.** = Rabbiner; — **Rk.** = Reisekosten; — **Rl.** = Religionslehrer; — **Sch.** = Schochet; — **Sd.** = Synagogendiener; — **Sg.** = Seminaristisch gebildet; — **Sk.** = Sekretair; — **T.** = Tokea; — **Uv.** = Unverheiratet; — **Vh.** = Verheiratet; — **Vst.** = Vorstand; — **W.** = Wohnung.

Wo eine Meldestelle nicht ausdrücklich angegeben, sind Offerten an den Vorstand der israel. Gem. zu richten.

Krotoschin. Rb., Ag., tücht. Pädagoge. F. 3000, N. ca. 1500 Mk. Aa. baldigst.

Augsburg. Mg. 1. C. u. Rl. Fr. 3000 Mk. fr. W. u. ansehnl. N.

Liedolsheim. Rl.. C., Sch. — F. 600, N. 200 Mk. u. fr. W. Mld. an die Bezirkssynagoge in Bruchsal.

Warburg. i. W. El., Rl., C., Sg. u. mg. F. 1800 u. N. Aa. 1. 9. cr.

Posen. Uv. S. g. El. u. C. F. 900 Mk., etwas N. Aa. sofort. Mld. Landrabb. Dr. Löwy, Birkenfeld a. N.

Unruhstadt. C. Sch. Rl. (auch Pr.) F. 900, N. 300 Mk. u. fr. W. Aa. 1. 7. oder 1. 8. ca.

Grabow. (Posen.) C. Sch. K. (Rl. bevorz.) F. 1000, N. 1200-1400 Mk., fr. W. u. Garten. Aa. 1. 8. cr. Rk. dem Gew.

Thorn. Mg. C. u. gepr. L. M. bevorz. F. 2400 Mk. Aa. 1. 9. cr.

Thorn. Sch. u. Hilfe (zugl. Chorl. M. bevorzugt) F. 1800 Mk. Aa. 1. 10. cr.

Bentschen. C. Sch. Rl. — F. 800, N. 6 — 700 Mk. u. fr. W. Aa. 1. 7. cr. Rk. dem Gew.

Zürich. Orthd. C. L. K. F. 2500 — 3000 fr. u. N. Aa. spätestens 15. 9. ca. Mld. an Joseph Weil.

In hies. Gem. ist die Stelle eines **Religions-Lehrers, Kantors u. Schächters,** von gleich oder 1. Juni zu besetzen. Fixes Geh. 900 M. u. ca. 400 M. Nebeneink. 2 Tage in der Woche Filiale Mehlauken mit der Bahn, dort Schlachten u. Relig.-Unterr. Seminarist. Geprüfte bevorz. Dem Gewählten werd. Reisek. vergütet.

Labiau, 6. Mai 1895.

Der Vorstand.

Louis Lepehne.

Berliner Vereinstafel.

„Gemilus Chassodim“,

Israel. Wohlthätigkeits-Verein. Kranken-, Witwen- u. Darlehns-Unterstützungskasse.

Vorsitzender: Hr. J. Rosenthal, Landsbergerstr. 76. (Sprechst. in Vereinssachen vorm. 8—9).

Humanitäts-Verein „Gewul tauw“.

Vorsitzender: Hr. G. Michaelis, Invalidenstr. 145. Fernsprecher: Amt III, Nr. 8294.

Humanitäts-Verein für Gewerbetreibende.

Vorsitzender: Hr. Alexander Büchel, Hackescher Markt 2.

Kaufhaus
Hermann Engel
Berlin NO., Landsbergerstr. 87.

Ausserordentl. Gelegenheitskauf zu
Brautkleidern.

ctm.		pr. Meter
52/53.	Weiss halbseid. Brautkleideratlas	1,75.
50.	ivoir, reinseid. Merveilleux	1,75.
50/51.	crême, reinseid. Armure	2,25.
52/53.	do. do. Armure diagonal	2,75.
50/51.	do. do. Damassé	3,00.
52/53.	do. do. Satin Duchesse	3,75.
53/54.	do. do. Damassé française	4,50.
53/54.	do. do. Moiré antique	5,00.

Sonstige ausserordentliche
Gelegenheitskäufe.

ctm.		pr. Meter
50/51.	Schwarz rein seid. Merveilleur	1,20.
40/50.	do. do. Damassé	1,75.
50/51.	do. do. Armure	2,25.
50/52.	do. do. Satin Luxor	2,75.
50/52.	do. do. Faille française	3,00.
56.	do. do. Satin Duchesse	4,00.
53/54.	do. do. Moiré moderu	3,75.

Versand gegen Nachnahme franco oder vorherige Einsendung des Betrages.

Geöffnet täglich bis **9 Uhr Abends.**

Nicht convenierendes wird gegen sofortige Rücksendung des Geldes zurückgenommen.

כשר

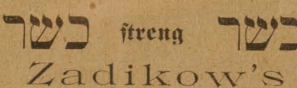
Fleisch- und Wurstwaren-Fabrik
H. Selow
Brücken-Straße No. 6a
Fernspr.-Amt VII, 1721
empfiehlt Prima **Fleisch-** u. **Wurstwaren** zu soliden Preisen.
ff. Aufschnitt.
Täglich 2mal frische Würstchen.
Versandt nach Außerhalb gegen Nachnahme oder vorh. Einsendung des Betrages.

Ein junger Student aus guter Familie sucht vom 1. Juni ab Beschäftigung als
Vorleser u. Gesellschafter.
Adressen unter A. Z. 100 an die Exped. dieser Zeitung.

Hierdurch spreche ich dem Vorsitzenden des Brüder-Vereins Herrn Collegen H. **Gelbart** in Magdeburg, für die mir im Namen der des Brüder-Vereins anläßlich meiner silbernen Hochzeit, welche am 16. Mai d. J. stattgefunden hat, übermittelten Glückwünsche, meinen herzlichsten Dank aus.
M. Loewinsohn, Kantor u. Rabb.
Borek, Prov. Posen.



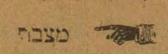
Bad Kolberg



Zadikow's
Hôtel und Pensionat
Nikolaikirchplatz 3

unmittelbare Nähe **des Strandes des Frühkonzertplatz** der **Sool- u. Moorbäder,** umgeben von reiz. Parkanlagen, empfiehlt sich den geehrten Herrschaften angelegentlichst. Durch Umbau ist der Speisesaal **vielfach vergrößert,** kühl u. bequem. — Neue Veranda. — Aufmerksame Bedienung. — Anerkannt gute Küche u. Weine. — Comfortab. einger. Zimmer. — Vorzügl. Betten. — Civile Preise. — Pension zu besonders vortheilh. Bedingungen. — Restauration zu jeder Tageszeit. — Table d'hôte im einzl. u. im Abonnement. — Menagen in u. außer dem Hause. — Prima Referenzen. — Hausdiener am Bahnhof.

Israelitische Heil- und Pflege-Anstalt
für Nerven- und Gemütskranke
zu Sayn bei Coblenz a. Rhein
Bestand seit 1869.
Gesonderte Abteilungen für 150 Kranke beider Geschlechter.
Prospekte durch die Unterzeichneten
W. Jacoby. Dr. Behrendt. Dr. Rosenthal.

מצבה 

Grabdenkmäler
von
Marmor, Granit und Sandstein
empfehlen
Levy & Pohl,
Berlin N.,
Lothringerstraße 83.
Correkte Arbeit.
Reelle Bedienung.

Ein Student erteilt **Unterricht u. Nachhülfe.** Besonders vorzüglich für **Deutschen Aufsatz** und **Latein. Mäßiges Honorar,** oder **ganz-** resp. **halbfreie Station.** Offerten sub. 101 an die Exped. d. Bl.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.